24/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Fotos: A. Paszkowiak, U. Burchert

Landunter im Altai?

Neue Folge unserer Völkerschaftsserie. Wieder mit großem Preisrätsel

Walter Janka:

Wir müssen uns vom Stalinismus trennen!

Walter Janka vor seiner Verhaftung 1955 zukunftsfroh in FREIE WELT. 34 Jahre später auf unserem Titelbild. Lesen Sie dazu unseren Beitrag.

NACHgedacht

Was nun?

Nach der großen Wende, die alle Bereiche durchdringt – da brauchen wir uns hier auf der DSF-Zentralvorstandstagung gar nichts vorzumachen –, wurde ich von meinen Schülern gefragt: Frau Weyher, was nun? Was wird jetzt mit der Freundschaftsgesellschaft bei uns, wenn die Leute fordern, Pionierorganisation und Freie Deutsche Jugend raus aus der Schule? Auch ich bin sehr besorgt darüber, und ich glaube, wir alle hier machen uns noch einiges vor. Ich will zwar nicht schwarzmalen, doch hoffentlich sind die, die sich im ersten Quartal nächsten Jahres zum außerordentlichen Kongreß unserer Gesellschaft treffen, dann nicht die letzten DSF-Mitglieder in der Republik überhaupt!
Auch in dieser Organisation müssen wir die Wende von unten einleiten, anders geht es nicht. Reden wir mit unseren Mitgliedern, wo immer sie sind! Haben wir jetzt den Mut und wenden wir uns an jeden einzelnen. Ich und meine Mitstreiter werden mit den Jugendlichen an unserer Schule sprechen. Als eine von sechs Schulen haben wir im vorigen Jahr ein Ehrenbanner bekommen, und wir waren ehrlich stolz darauf. Bei uns kann man deutsch-sowjetische Freundschaft in Aktion erleben. Und es schmeckt mir übrigens in diesem Zusammenhang nicht so richtig, wenn ich vom Präsidium höre: Wir haben DSF-Arbeit geleistet. Das klingt mühevoll. Wir tun's doch eigentlich gern...
Jeder sollte also die Mitglieder seiner Grundeinheit – noch so ein komischer Begriff – fragen: Haben wir hier und heute noch eine Berechtigung? Jawohl, Freundschaft zur Sowjetunion ist lebensnotwendig. Aber wie wollen wir sie in Zukunft mit Leben erfüllen? Fragen wir die Mitglieder! Und dann können wir zum Kongreß kommen und können sagen: So denken sie, die das Volk sind. Also: Was tun!

Gertraude Weyher,
Direktorin der
„Fritz Ehrlich"-Oberschule
in Pirna

Auf der letzten DSF-Zentralvorstandstagung wurde hierzu ein „Offener Brief" an alle Mitglieder der Gesellschaft verabschiedet.

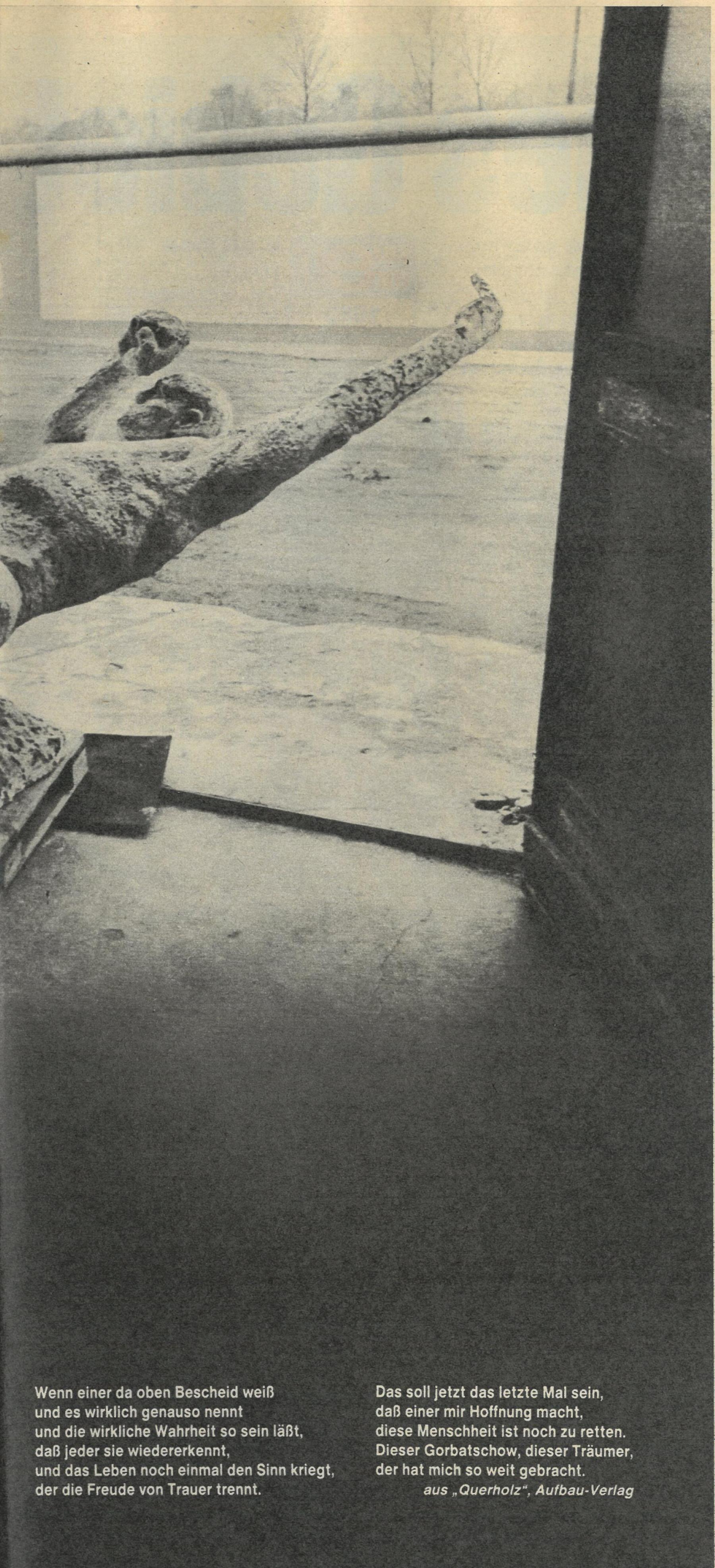
Mühen des Sicherhebens am Beginn einer Selbstbesinnung – Basisfigur des umstrittenen Modells einer unvollendeten fünfteiligen Gruppe von Fritz Cremer zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution. Ulrich Burchert fotografierte den Umzug vom Atelier am Pariser Platz ins Großatelier Pankow.

Heinz Kahlau (1987)

Umgestaltungsblues

Das soll jetzt das letzte Mal sein,
daß einer mir Hoffnung macht.
Das soll wirklich das letzte Mal sein. –
Dieser Michail Gorbatschow
hat mich soweit gebracht.

Denn ich dachte, das ist es gewesen,
so was kommt nun mal dabei raus.
Denn ich dachte, das Ding ist gelaufen,
das Spiel zwischen Habicht und Maus.
Dann hab ich die Prawda gelesen,
da flippte ich beinahe aus.



Wenn einer da oben Bescheid weiß
und es wirklich genauso nennt
und die wirkliche Wahrheit so sein läßt,
daß jeder sie wiedererkennt,
und das Leben noch einmal den Sinn kriegt,
der die Freude von Trauer trennt.

Das soll jetzt das letzte Mal sein,
daß einer mir Hoffnung macht,
diese Menschheit ist noch zu retten.
Dieser Gorbatschow, dieser Träumer,
der hat mich so weit gebracht.

aus „Querholz", Aufbau-Verlag

VORAUSgeschaut

Maltesischer Gipfel

Schon jetzt ist klar: Obwohl die Zusammenkünfte von Gorbatschow und Bush im Mittelmeer inoffiziellen Charakter tragen, keine Abkommen und Protokolle unterzeichnet werden, sind sie doch von außergewöhnlicher Bedeutung. Zwar waren sich die beiden Staatsmänner bereits früher begegnet, aber als Oberhäupter zweier Großmächte wollen sie sich nunmehr Auge in Auge und in Begleitung nur weniger führender Berater gegenübertreten. Sowohl der amerikanische Präsident als auch der sowjetische Partei- und Staatsführer haben sich durch keinerlei feste Tagesordnung gebunden. Jeder von ihnen wird seine Position zu wichtigen, die Völker beider Länder bewegenden Problemen darlegen. Ebenso zu Fragen, die für die gesamte Menschheit von Bedeutung sind. Man kann davon ausgehen, daß auch zu den Brennpunkten der Erde in diesen Tagen die Meinungen der Seiten ausgetauscht werden. Mit anderen Worten: es ist anzunehmen, daß die Teilnehmer des Gipfels nicht auf ihren Positionen verharren und sie verteidigen, sondern sich aufmerksam den Standpunkt der anderen Seite anhören.

Besonders ist schon jetzt zu unterstreichen, daß die Rede nicht von der Verabschiedung irgendwelcher Beschlüsse sein wird, die Drittländer betreffen; nichts wird man „hinter der anderen Rücken" vereinbaren. In diesem Zusammenhang ist besonders die Festigung des Friedens in Europa zu sehen, in erster Linie in dessen Zentrum. Die Ereignisse in der DDR werden Tag für Tag lebhaft in den Massenmedien der Welt kommentiert. Die mutigen und dynamischen Aktivitäten rufen ein positives Echo in den meisten Staaten hervor. In der Sowjetunion begrüßen die KPdSU sowie das ganze sowjetische Volk die Aktionen, die auf die Erneuerung des Sozialismus und die weitere Festigung der Freundschaft sowie die Zusammenarbeit beider Länder gerichtet sind. Die Nachrichten aus der DDR füllen die Zeitungsseiten und werden ausführlich in Rundfunk und Fernsehen beleuchtet.
Den sowjetischen Menschen fällt auf, daß auch die nüchtern denkenden BRD-Politiker sich positiv zu den Veränderungen verhalten. Es ertönen freilich mitunter auch bösartige Stimmen, die eine Entwicklung der wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten lediglich unter der Bedingung einer „grundlegenden politischen Veränderung" in der Gesellschaftsordnung der DDR sehen wollen. Die Position der UdSSR stimmt hier völlig mit der Position der neuen Führung der DDR überein: Es ist ganz klar, daß nur das Volk der DDR das Recht hat, über die Wahl seines politischen Systems, die wirtschaftliche Ordnung und die Demokratisierung der Gesellschaft zu entscheiden. Das ist auch unsere Position in den Beziehungen zu allen Ländern der Welt.

Es wäre naiv zu glauben, daß die Standpunkte der sowjetischen und amerikanischen Seite in allen Fragen übereinstimmen; man sollte meines Erachtens jedoch weder „Streitereien" noch ein „Punktesammeln" erwarten, wodurch noch die sowjetisch-amerikanischen Verhandlungen früherer Jahre gekennzeichnet waren. Der Gipfel von Malta wird zweifelsohne eine neue Etappe in den Beziehungen zwischen der UdSSR und den USA markieren und sich insgesamt positiv auf das Weltklima auswirken. Die Menschen der Welt können mit größerer Ruhe und Zuversicht in den morgigen Tag schauen.

Enwar Mamedow,
Politischer Kommentator von APN

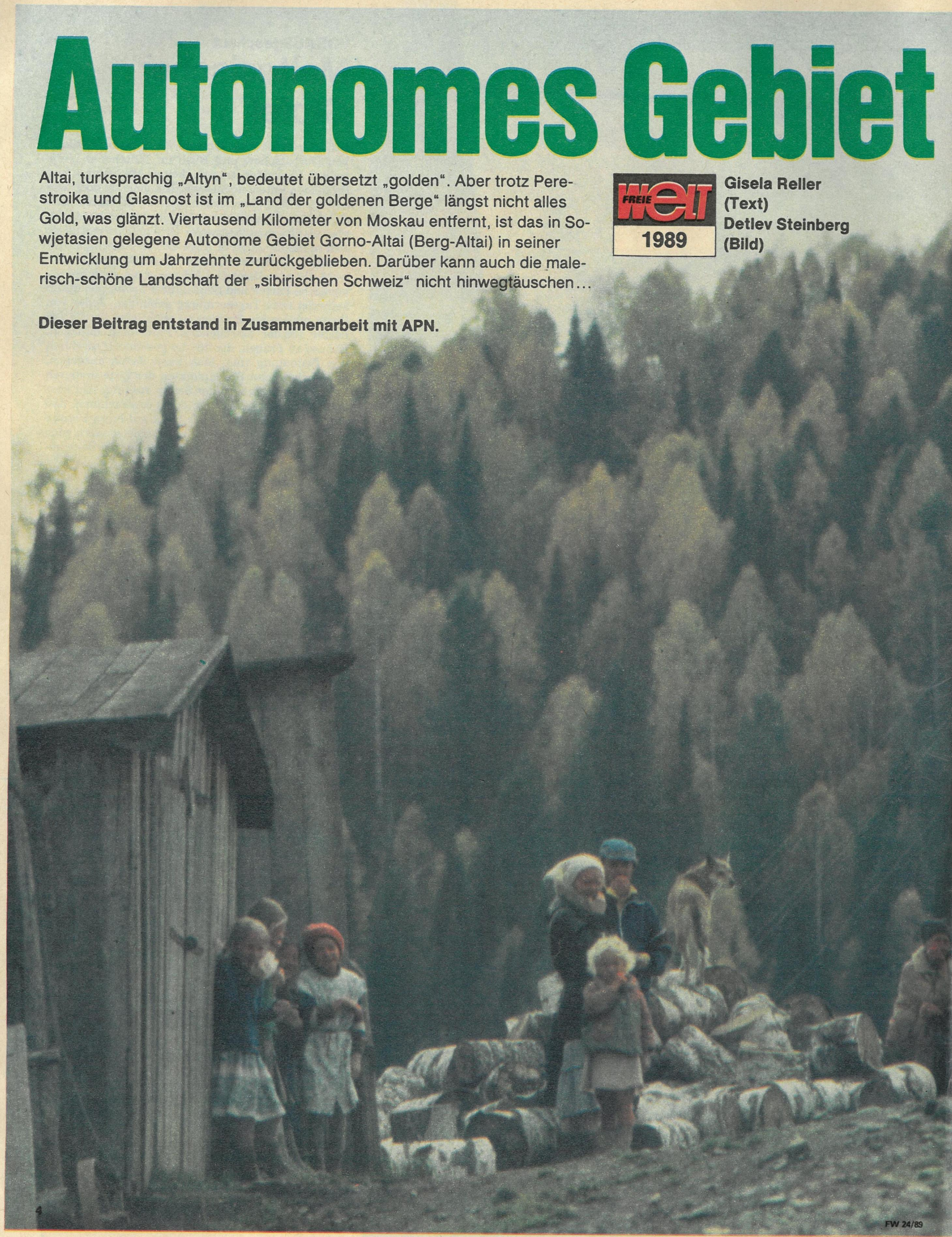
Autonomes Gebiet

Altai, turksprachig „Altyn“, bedeutet übersetzt „golden“. Aber trotz Perestroika und Glasnost ist im „Land der goldenen Berge“ längst nicht alles Gold, was glänzt. Viertausend Kilometer von Moskau entfernt, ist das in Sowjetasien gelegene Autonome Gebiet Gorno-Altai (Berg-Altai) in seiner Entwicklung um Jahrzehnte zurückgeblieben. Darüber kann auch die malerisch-schöne Landschaft der „sibirischen Schweiz“ nicht hinwegtäuschen…

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit APN.

FREIE WELT 1989

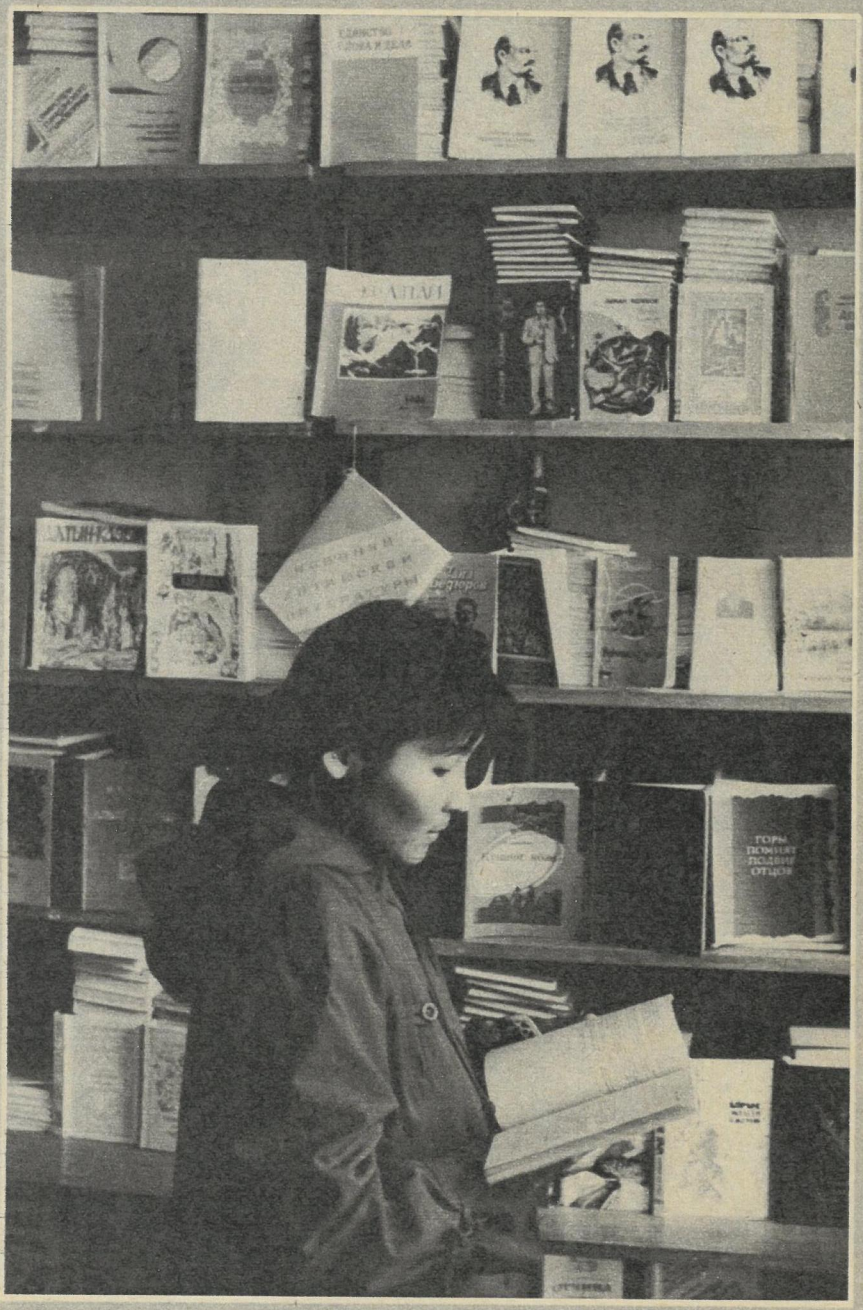
Gisela Reller (Text)
Detlev Steinberg (Bild)



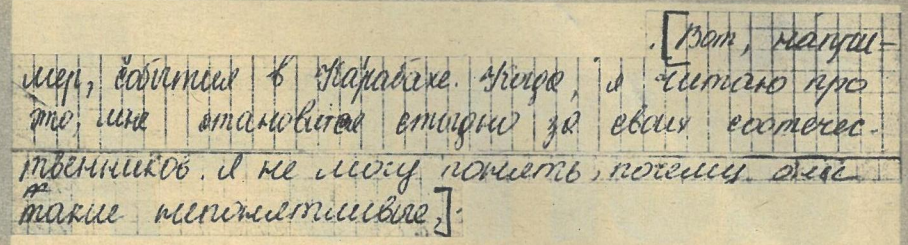
Gorno-Altai

Das Autonome Gebiet Gorno-Altai…

… liegt im Dreiländereck, wo sich die Grenzen der Sowjetunion mit denen der mongolischen Volksrepublik und der VR China treffen. Gorno-Altai umfaßt 92 600 Quadratkilometer und gehört als Bestandteil der Region Altai (Hauptstadt: Barnaul) zur RSFSR. Vom Norden (300 bis 700 Meter) nach Süden (2000 bis 4500 Meter) ist das „Land der goldenen Berge" ansteigendes zerklüftetes Gebirgsland mit ausgedehnten Hochplateaus und zahlreichen tektonischen Senken. Hier leben 192 000 Menschen, Vertreter von mehr als siebzig Nationalitäten. Erst nach der Oktoberrevolution formierten sich aus den etwa sechzig angestammten oirotischen Stämmen vier größere Nationen und Völkerschaften: die Tuwiner in der Tuwinischen ASSR (FW 15/1984), die Chakassen in dem Chakassischen Autonomen Gebiet (FW 12/1982), die Schoren südwestlich von Nowokusnezk (FW 11/1989) und die Altaier im Autonomen Gebiet Gorno-Altai. Außer den Altaiern leben in der gesamten Region Altai besonders zahlreich Russen und Deutsche (FW 6/1989). Die Hauptstadt des Autonomen Gebiets ist Gorno-Altaisk, 1871 unter der Bezeichnung Ulala gegründet, dann von 1932 bis 1948 Oirot-Tura geheißen.



Bücher aus dem über zwei Jahrzehnte alten altaiischen Buchverlag



„Gegenwärtig steht in unserem Land das Problem der Beziehungen zwischen den Menschen verschiedener Nationalität. Diese Frage berührt mich schmerzlich. Da sind zum Beispiel die Ereignisse um Nagorny Karabach. Wenn ich darüber lese, schäme ich mich für meine Landsleute. Ich kann nicht verstehen, warum sie so uneinsichtig sind. Ich habe zum Beispiel einen Freund, Rustam, der Nationalität nach ist er Tadshike."

Synaru, Klasse 9a

Frei von der Leber weg

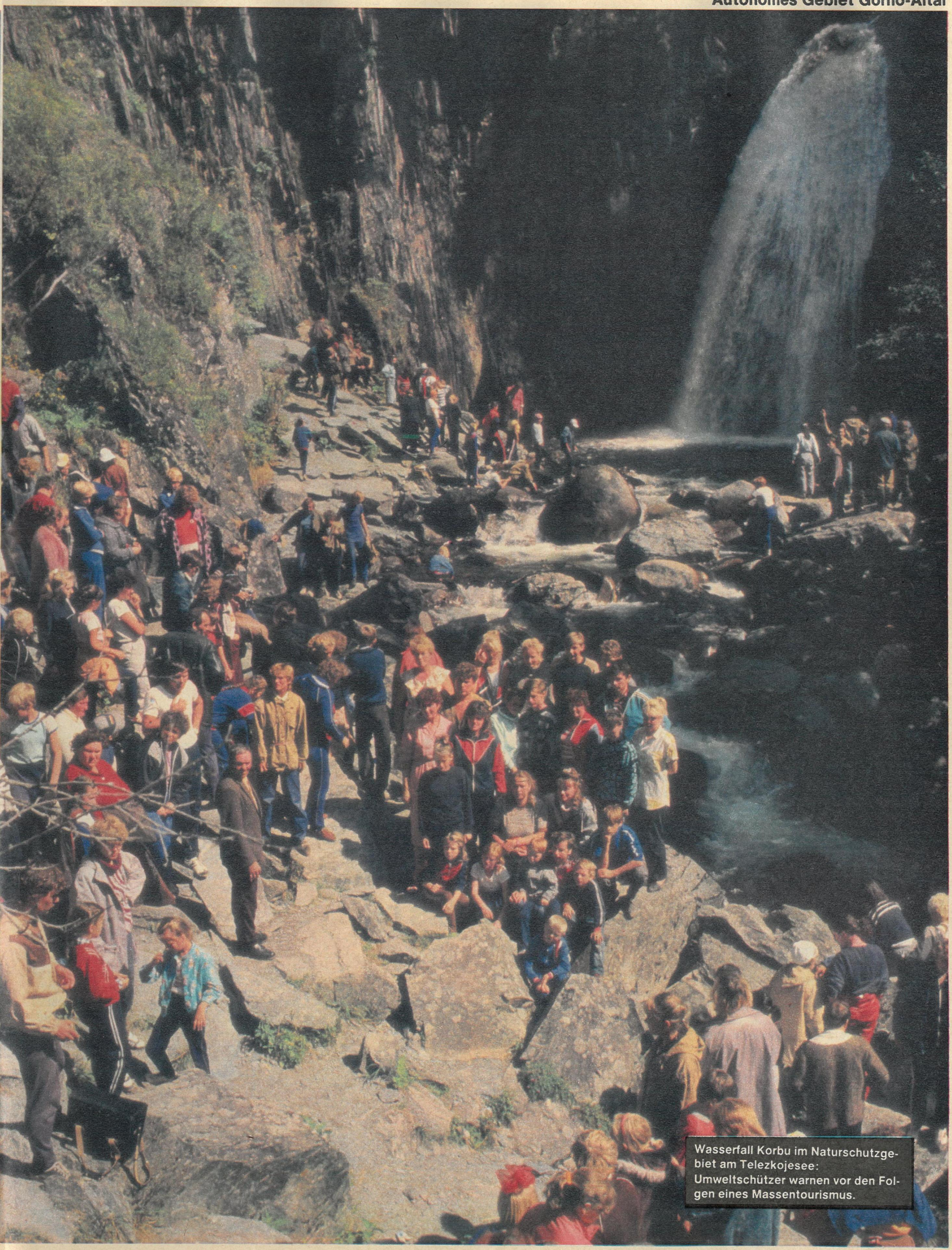
Vor gut einem Jahrhundert kam der amerikanische Forschungsreisende George Kennan in die Umgebung des Dörfchens, aus dem die Hauptstadt des Autonomen Gebiets Gorno-Altai wurde. In seinem 1885 erschienenen Reisebericht schrieb er: „Nie werde ich die überströmende Freude vergessen, die mich erfüllte, als ich aus einem bewaldeten und nach wilden Blumen duftenden Tal… zum Dorfeingang kam, hier haltmachte und mich zu den Bergen umwandte. Mir war, als hätte ich noch nie eine Berglandschaft gesehen, die sich damit auch nur einen Augenblick hätte messen können."

Viele Persönlichkeiten ließen sich hier zitieren, die, obwohl ihrer Nationalität nach keine Altaier, von der Schönheit dieser zentralasiatischen Landschaft schwärmen. Wir hatten uns im sonnigen Herbst 1986 das erste Mal auf den sechstausend Kilometer langen Weg dorthin gemacht. Obwohl unsere Journalistenaugen ebenfalls schon viel landschaftliche Schönheit sahen, hatten auch wir oftmals beglückt den Atem angehalten. Jedoch: Der in unserer Völkerschaftsserie geplante und auch bereits angekündigte Beitrag über die Altaier erschien nicht. Einige ihrer ständigen Leser klagten ihn wiederholt ein. Aber: Konnten wir mehr als ein Jahr nach dem April-Plenum 1985, das die Umgestaltung in der UdSSR einleitete, einen Beitrag veröffentlichen, der auch, sagen wir 1984, hätte geschrieben sein können? So flogen wir 1989 erneut in das Autonome Gebiet Gorno-Altai, diesmal im schneereichen Winter.

Wir gingen zuerst in die einzige nationale Schule von Gorno-Altaisk, um den Direktor zu bitten, für uns Aufsätze schreiben zu lassen zu den Themen: „Was ist Ihrer Meinung nach in Ihrem Heimatgebiet veränderungsbedürftig?" und „Wie stehen Sie zu Mitbürgern anderer Nationalität?" Waleri Tatagorschew, ein junger, energischer, nicht aber furchteinflößender Direktor, war mit unserer Bitte sofort einverstanden und vergab die von uns vorgesehenen Aufsatzthemen an zwei neunte Klassen, an sechzehnjährige Mädchen und Jungen. Als Ergebnis unserer Bitte drückte er uns am Tage unserer Abreise zweiundvierzig Ausarbeitungen mit den Worten in die Hand: „Ich konnte keinen Blick in die Aufsätze werfen, weil ich sie eben erst bekommen habe; denn die Schüler waren auf einer Exkursion. Hoffentlich entsprechen sie Ihren Vorstellungen. Wir jedenfalls bemühen uns an unserer Schule sehr um eine offene, kritische Atmosphäre."

Die nationale Schule von Gorno-Altaisk besteht seit 1959 und ist die einzige im Autonomen Gebiet, in die Schüler aufgenommen werden aus allen altaiischen Orten, in denen keine solche Schule existiert; in einer nationalen Schule werden alle Fächer in der jeweiligen Heimatsprache unterrichtet, die russische Sprache gilt als Unterrichtsfach. War die nationale Schule in Gorno-Altaisk ursprünglich für zweihundertfünfzig Schüler bestimmt, so wird sie gegenwärtig von fünfhundert besucht. „Wir müssen in drei Schichten unterrichten", klagt Waleri Tatagorschew, „denn seit der Umgestaltung haben wir nicht mehr nur Schüler von der 5. Klasse an, sondern bereits Erstkläßler." In zwei Jahren soll in Gorno-Altaisk eine zweite nationale Schule für tausend Schüler gebaut werden, mit Internat, Sportkomplex und Schwimmhalle.

Viele Probleme haben sich auch im Zusammenhang mit Nationalitätenfragen in der Zeit der Stagnation im ganzen Land angestaut. Als eines der Hauptprobleme erweist sich der Unterricht in der Heimatsprache und ihr Gebrauch im täglichen Leben. „Wie in vielen na-



Wasserfall Korbu im Naturschutzgebiet am Telezkojesee: Umweltschützer warnen vor den Folgen eines Massentourismus.

tionalen Territorien hatte die angestammte Bevölkerung auch des Altai in den vergangenen Jahrzehnten resigniert, denn immer wieder vorgebrachte Klagen wurden so lange überhört, bis sie verstummten", sagt Waleri Tatagorschew. Im ganzen Autonomen Gebiet gibt es gegenwärtig nur vierzehn nationale Schulen, und die Internatsplätze in der hauptstädtischen Schule sind mehr als rar, auf einen Platz kommen mindestens drei Bewerber. „Und das", so der Direktor, „obwohl viele Eltern den muttersprachlichen Unterricht in einer Internatsschule nicht einmal in Erwägung ziehen, um ihre Kinder bei sich zu Hause behalten zu können." Jetzt aber, im Verlaufe der Umgestaltung, besinnen sich auch die Altaier wieder auf ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Kultur. „Es gab durchaus eine Zeit", Waleri Tatagorschew sagt es bitter, „wo es unangenehm werden konnte, allzu sehr auf seine nationalen Rechte zu pochen. Es konnte schnell geschehen, daß ein solcher ‚Nörgler' mit ‚Nationalist' etikettiert wurde. Da waren viele lieber still und lernten – möglichst akzentfrei – russisch. Ja, diese Stille signalisierte Problemlosigkeit, wo keine war..."

Wurden in den vergangenen Jahrzehnten nur die erwähnten vierzehn nationalen Schulen eingerichtet, so sollen in nur drei folgenden Jahren fünfzehn neue hinzukommen. „Bisher wurde für die nationalen Schulen in Gorno-Altai nur sehr wenig Geld zur Verfügung gestellt", so Waleri Tatagorschew, „langsam ändert sich das. Eine Klasse unserer Schule wird bis Ende dieses Jahres sogar mit Computern ausgestattet."

Im Flugzeug Richtung Heimat stecken wir unsere Nasen sofort neugierig in die Aufsätze. Alle – ohne Ausnahme – zeugen von sehr großer Heimatliebe ihrer Schreiber. So formuliert Sukura, daß sie glaube, in einer der schönsten Ecken der Sowjetunion beheimatet zu sein. „Ich bin ausgesprochen froh", schreibt sie, „gerade im Altai zu leben, trotz unseres großen Mangels an Wohnraum, Lebensmitteln und Konsumgütern." – Ihr Dorf, durch das der kleine Fluß Anui fließt, sei ihr ein und alles, „obwohl", fügt Lena an, „die Häuser zusammengedrückt anmuten, düster, unbequem und schlecht gebaut sind. Dafür verkehren unsere Dorfbewohner sehr freundschaftlich miteinander, sind immer fröhlich und arbeitsam." – Kumjusch liebt sein kleines Dorf, das ringsum von Bergen umgeben ist „über alle Maßen", und wünscht sich, daß bald schöne Häuser mit altaiischen Ornamenten gebaut werden, „aus Holz, nicht aus Beton, denn bei uns sagt man: ‚In einem Holzhaus setzt sich das Jahrhundert fort.'" – Nehmen wir als letztes mehr oder weniger wahlloses Beispiel die Zeilen von Altynai, der schreibt: „Nichts ist mir teurer als mein Heimatdorf, obwohl der Kindergarten nicht zu beheizen ist, die Spielsachen nicht ausreichen, die Schule alt ist und dunkel." Gleich beim ersten Lesen der Aufsätze beeindruckte mich das klare Erkennen von Mißständen und die dennoch unerschütterliche Heimatliebe der jungen Altaier...

Ein ständiges Filmtheater besitzen im Altai nur fünf Dörfer.

Auch 1986 hatten wir diese nationale Schule von Gorno-Altaisk besucht und damals mit Schülern einer neunten Klasse gesprochen. Aber vor drei Jahren waren sie gehemmt und wortkarg, zeigten sich zufrieden mit allem. Kritisches, nein, Kritisches fiel ihnen beim besten Willen nicht ein. Und die Lehrerin stand dabei, benickte das Wohlverhalten „ihrer" Kinder und guckte uns gütig an. Drei Jahre später strömen die Worte, auch kritische Worte, nur so aus der Schüler Feder. Hier der vollständige Aufsatz von Nadja aus der 9a zum ersten Thema frei von der Leber weg: „Ich denke, daß uns die Perestroika auch 1989 mit ihren ‚ganz großen Flammenzungen' noch nicht berührt hat. Lenken Sie doch einmal Ihre Aufmerksamkeit auf unsere Stadt. Man sagt, daß dies das Zentrum Gorno-Altaisk ist, aber schauen Sie doch in diese Straßen, auf den fast verfallenen Leninplatz. Natürlich, in den letzten Jahren hat sich die Stadt vergrößert, es wurden viele Gebäude und Wohnhäuser gebaut. Aber keine Spur von altaiischer Individualität, weder in der Architektur noch in irgend etwas anderem. Und: Was ist das schon für eine Hauptstadt – mit immerhin über vierzigtausend Einwohnern –, wenn man nirgendwo hingehen kann.

Klagen wurden so lange überhört, bis sie verstummten.

Sie fragen ‚Warum nicht?' Ich antworte: In der Stadt gibt es nur ein Theater, zwei Kinos, sechs Bibliotheken, einen Videosalon, zwei Turnhallen. Ich persönlich gehe in die Judo-Sektion, weil der Trainer ein Bekannter unserer Familie ist. Aber die anderen, o weh, werden nicht genommen, es gibt keine Plätze. So also geht die Jugend in die Stadt und ‚gammelt'. Und davon kommt es, daß sie untereinander ‚ins Benehmen gerät'! Auch die Nationalitäten untereinander! Wo sollen sie ihre jugendliche Kraft auslassen? Und nun schreibe ich über unsere Natur: Eine schönere Heimat kann ich mir einfach nicht vorstellen. An vielen Stellen ist unsere Landschaft noch ganz ‚jungfräulich'. Aber es gibt auch schon Raubbau. Und wenn tatsächlich das Wasserkraftwerk am Katun gebaut wird... Ich möchte einmal Agronom für Pflanzenzucht werden, um mitzuhelfen, den Menschen der künftigen Generation wieder die Liebe zum Boden einzugeben. Heute ist es doch so, daß alle in die Stadt kommen, um in den Geschäften einzukaufen, auch das, was sie selbst anbauen könnten. Aber das haben viele Altaier verlernt und – in den Geschäften gibt es nichts. Nicht einmal den bei uns hergestellten Schweizer Käse. Ich

möchte wissen, wohin wir den liefern müssen? Alle gehen aus den Geschäften verdrossen wieder weg. Wenn Sie sich genauer umschauen, werden Sie viel Verdrossenheit in unserer Bevölkerung spüren. Allerdings sollten Sie auch nicht versäumen, unsere Geschichte zu studieren."

Zukunft noch immer im Rohbau?

Daß man bei allen nationalen Fragen unbedingt von der Geschichte ausgehen und das Erbe berücksichtigen müsse, das nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution zu übernehmen war, darauf verwies auf dem diesjährigen Nationalitätenplenum des Zentralkomitees der KPdSU auch Michail Gorbatschow. Und wie war es 1917 um das altaiische Erbe bestellt? Da macht sich ein bißchen Geschichte erforderlich: Zu Beginn des 13. Jahrhunderts gehörte das Territorium des Altai-Gebiets zum Reich Tschinggis-Chans; nach dem Zerfall der Goldenen Horde wurde es zwischen den einheimischen Feudalherren aufgeteilt. Im 17. Jahrhundert begannen die altaiischen Viehzüchterstämme aus Schutzbedürfnis nach und nach die russische Staatsangehörigkeit anzunehmen. Dieser Prozeß verstärkte sich besonders nach dem 1775 ausgebrochenen Krieg zwischen den mandschurischen Herrschern Chinas und der chinesischen Dsungarei, zu der der Hochaltai damals gehörte. Um sich vor der totalen Ausrottung zu retten, wandten sich nun die restlichen oirotischen Stämme, aus denen sich später auch das Volk der Altaier formierte, mit der Bitte an die nördlichen Nachbarn, sie in den Staatsverband Rußlands aufzunehmen.

Einerseits standen die Oiroten nun zwar unter russischem Schutz, andererseits aber wurden sie doppelt ausgebeutet, mußten zweierlei Steuern zahlen: den Jamskai, der weiterhin in die Kassen der Stammesfürsten floß, und den Karagalan, der nunmehr die Zarenkasse füllte. Beide Steuern konnten in Geld oder in Zirbelkiefernüssen und Eichhörnchenfellen bezahlt werden. War Geld nicht vorhanden, so entrichtete die Steuer ein Bai, ein Reicher, und ließ sich die Schuld durch Arbeit zurückzahlen. Nach der Oktoberrevolution gab es im heutigen Autonomen Gebiet unter hundert Menschen nur einen einzigen, der lesen und schreiben konnte, neun Zehntel der Bevölkerung waren Nomaden, nicht einmal der Gebrauch des Pferdekarrens war bekannt, statt Ärzten dokterten Schamanen an ihren Patienten herum... Fünf Jahre später, am 1. Juni 1922, im Jahr der Gründung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, wurde das Oirotische Autonome Gebiet gebildet, das genau ein Jahrzehnt später der Schriftsteller F. C. Weiskopf bereiste. Das literarische Ergebnis dieser Reise von 1932 war sein noch im gleichen Jahr im Berliner Malik-Verlag erschienenes Buch „Zukunft im Rohbau". Zum Thema „altaiisches Erbe" ist darin zu lesen, daß es vor der Revolution zum Beispiel in dem Bezirk Ulagan 14 Kirchen gab, aber nur eine Schule, „... und das einzige Stück Land, auf dem Weizen und Gemüse gedieh, im Besitz der Mönche war... ein Volk ohne Land, ein Volk ohne Schrift, ein Volk ohne Namen". In seinem Vorwort schreibt Franz Carl Weiskopf: „Es gilt als Tugend des Schriftstellers, zu zeigen und zu sagen, was ist. Aber mit dieser Tugend allein kommt man in der Sowjetunion nicht weit; denn charakteristisch für diese neue Welt ist nicht das Sein, sondern das Werden."

Vieles ist in den vergangenen Jahrzehnten seit Weiskopfs Reise geworden: Das Volk der Altaier hat Land, eine Schrift, einen Namen und vieles andere mehr. Und doch: Fast sieben Jahrzehnte später ist der altaiische Rohbau noch immer nicht fertiggestellt.

Schura bringt das in seinem Aufsatz sarkastisch auf den (wunden) Punkt, wenn er schreibt: „Unsere Natur ist so großartig wie unsere Unzulänglichkeiten, die sich am besten in unseren Dörfern ‚bestaunen' lassen."

SPRICHWÖRTER

Der Bai rühmt sich seines Viehs, der Arme – seiner Kinder.

Ohne Hengst weinen die Stuten.

Mancher bellt lieber wie ein Hund, als daß er lernt, ein Pferd zu zügeln.

Gleiches Lied – gleicher Brauch.

Und wenn nur groß wie eine Motte, Hauptsache ein Schwiegersohn.

In einem dünnen Pelz treibt's die Laus besonders arg.

Auch wenn du nur ein kleines Pferd hast, müssen deine Füße nicht über den Boden schleifen.

Mit der Schlinge um den Hals ist schlecht aufmucken.

Werden Sitten und Bräuche gebrochen, sind die Wege zum Guten verschlossen.

In der Taiga macht man nicht mit der Zunge Jagd.

Mit etwas Verstand finden die Hände viel Arbeit.

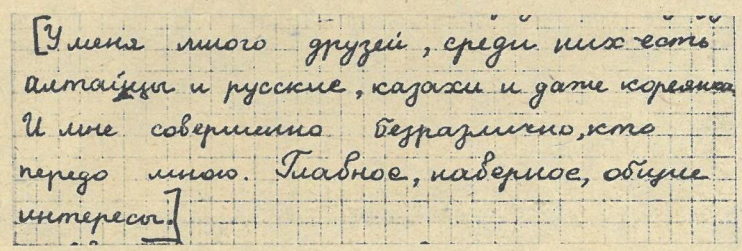
Wer sein Volk verlassen hat, wird Beute des Feindes.

Auch die Zirbelkiefer braucht ihre Zeit, bis sie Früchte trägt.

Eine lose Zunge gleicht zu großem Schuhwerk.

Es werde Licht...

Wir fliegen in das Dorf Balyktschka knapp sechzig Minuten lang mit dem Linien-Hubschrauber, der, wenn es das Wetter erlaubt, seit 1978 zwei- bis dreimal am Tag hier landet, keine Straße führt bis hierher. Uns betreut der Journalist Walentin Warwanez aus Gorno-Altaisk, der uns versichert, daß Balyktschka ein typisch altaiisches Dorf sei. Auf dem Hubschrauber-Landeplatz werden wir vom Sowchos-Direktor Ilja Kujukow und vom Parteisekretär Michail Koitkin abgeholt und ins Über-


[У меня много друзей, среди них есть алтайцы и русские, казахи и даже кореянка. И мне совершенно безразлично, кто передо мною. Главное, наверное, общие интересы.]

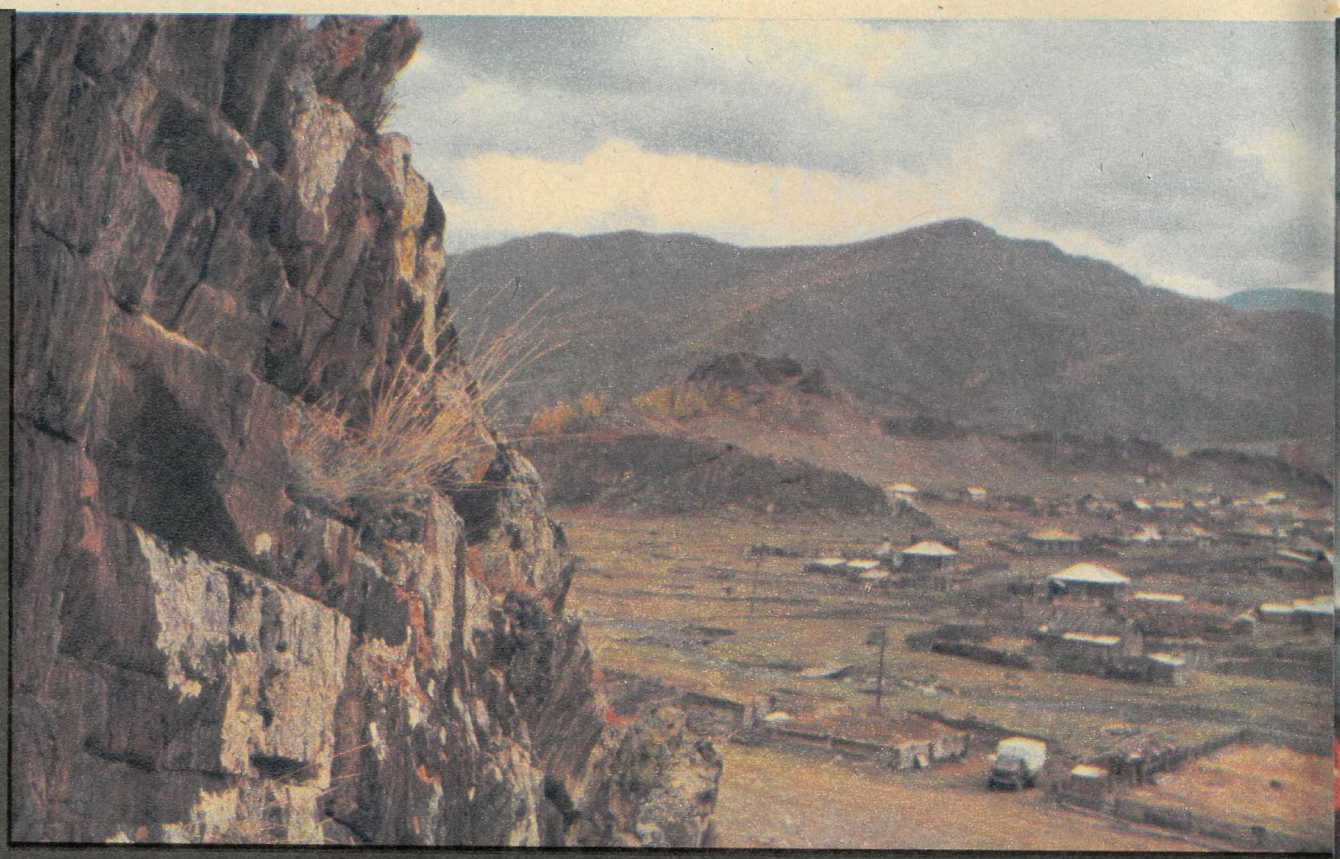
„Ich habe viele Freunde, unter ihnen sind Altaier, Russen, Kasachen, sogar eine Koreanerin. Mir ist es wirklich gleich, wer vor mir steht. Die Hauptsache sind die gemeinsamen Interessen. Aber ich habe auch Altersgefährten russischer Nationalität getroffen, die, ich weiß nicht warum, auf uns herabsehen. Sie sehen sich als unsere ‚Retter' an. Ich verurteile sie und verstehe sie nicht."

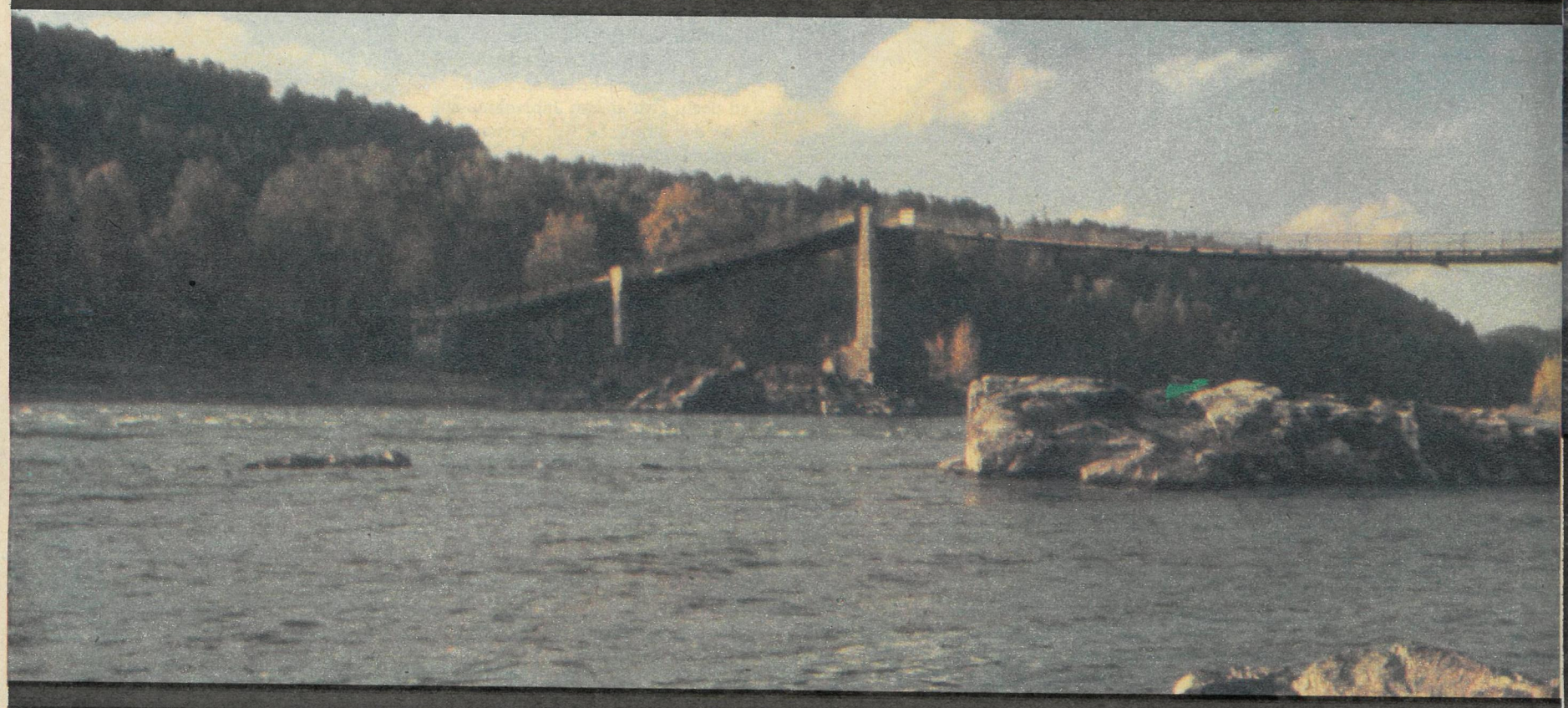
Kumjusch, Klasse 9b

Oben: Gorno-Altai im goldenen Herbst und im weißen Winter; der Temperaturunterschied beträgt im Jahr über 80 Grad.

Mitte: Alle Wege, auch die über Hängebrücken, führen zum seit 1925 befahrenen Tschuiski-Trakt, der als Handelsweg von Rußland nach China schon zu Zeiten Tamerlans Bedeutung hatte.

Unten: Blick auf die Hauptstadt Gorno-Altaisk. – Ebene und Hochgebirge: bis zu 2000 Meter hoch wohnen im Berg-Altai Menschen, hier werden auch Yaks gezüchtet.





„Wenn irgendwo Altai gesagt wird, zuckst du zusammen, das Herz wird augenblicklich von einem heißen Gefühl überflutet, so, daß es schmerzt ...

Wassili Schukschin, sowjetischer Schriftsteller, gebürtig aus dem Altai

Noch sind 70 Prozent der altaischen Dörfer ohne Elektrizität!

nachtungsquartier gebracht. In Ermangelung eines Hotels oder Gästehauses hat man zwei Büroräume für uns als Nachtquartiere eingerichtet. In jedem Raum stehen zwei Feldbetten, ein Tisch und zwei Stühle, die Räumlichkeit für unsere APN-Betreuerin Nina Charitonowa und mich schmückt außerdem ein großer stählerner Geldtresor (an dem wir uns selbstverständlich nicht zu schaffen machen). Mein erster Griff gilt dem Lichtschalter. Ein Dreh und – Licht ergißt sich aus der unverzierten Glühlampe. Ein typisches Dorf? Noch sind 70 Prozent der altaiischen Dörfer ohne Elektrizität!

Balyktschka hat eintausendvierhundert Einwohner, das nächste Dorf ist fünfzehn Kilometer entfernt, die nächstgelegene Stadt ist Gorno-Altaisk. Man beschäftigt sich hier ausschließlich mit Viehzucht: mit Schafen, Ziegen, Kühen, Pferden. Die meisten Tiere gehören dem Sowchos, aber auch privates Vieh blökt, meckert, muht und wiehert hier, „ja, sogar Pferde sind hier in persönlichem Besitz", sagt Waleri Warwanez. Er ist wie seine Frau der Nationalität nach Ukrainer, lebt hier aber schon über zwei Jahrzehnte; ihre beiden Kinder sind im Autonomen Gebiet Gorno-Altai geboren. „Ich fühle mich", sagt Waleri, „nicht gerade als Altaier, aber meine Heimat ist inzwischen der Altai, und erst recht natürlich ist er die Heimat unserer Kinder. Die Ukraine kennen sie nur durch den Urlaub, den wir meistens dort bei der Oma verbringen. Bis jetzt gibt es in unserem Gebiet noch keine Diskussionen darüber, daß die Zugereisten die Sprache der angestammten Bevölkerung erlernen sollen. Wenn es auch hier zu solchen Überlegungen kommt, müßten unsere Kinder eigentlich vier Sprachen erlernen: ukrainisch, russisch, altaiisch und eine obligatorische Fremdsprache in der Schule. Ich weiß nicht, wie das zu verwirklichen wäre."

Unsere beiden altaiischen Empfangsherren bitten uns in zwei Stunden zu Tisch in die gegenüberliegende Kantine. Bis dahin sollten wir in Ruhe unsere Sachen auspacken. Wohin in unse-

Schweizer Käse aus dem Altai hat einen Durchmesser von 70 Zentimetern. Zuwenig von dem Löchrigen bleibt im Gebiet.

ren spartanisch eingerichteten Kämmerlein haben sie nicht gesagt. Also nutzen wir die Zeit für eine Runde durchs Dorf. Gelegen ist es wahrlich schön, rings von Bergen umgeben und so still, daß man den Hunderte Meter entfernten Wasserfall tosen hört. Zuerst scheint das Dorf ganz menschenleer. Doch dann tritt aus einem Haus ein ganz krummes Großmütterchen, mit erloschener Zigarette im Mund. Später kreuzt ein alter Hirt unseren Weg, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Als wir uns umdrehen, sehen wir, daß er ein kleines, wohl krankes Schäfchen in den Händen hält. „So tragen die Altaierinnen traditionell ihre kleinen Kinder im Dorf herum", sagt Walentin Warwanez.

Nun ja, die meisten Häuser, Holzhäuser, sehen tatsächlich erstaunlich bejahrt aus. Mit ihren kleinen Fenstern und niedrigen Türen machen sie alles andere als einen komfortablen Eindruck. Wurden die Dächer früher mit Rinde bedeckt, so bevorzugt man heute geteerte Dachpappe, wenigstens ein Forschritt. Auffällig, daß zu fast jedem Häuschen noch ein Ail gehört. Früher wohnten die meisten Altaier in solchen sechseckigen Ails: Sie haben die Form eines Zeltes, aus Holz errichtet. Von diesen traditionellen zeltförmigen Häusern können sich die angestammten Altaier auch heute noch nicht trennen, sie benutzen sie als Sommerbehausung. Uns fällt auf, daß diese Aile gepflegter und besser in Schuß sind als die eigentlichen Wohnhäuser. Man liebt die „europäischen Häuser" wohl nicht allzu sehr. Zu einigen wenigen Anwesen gehören bunte kleine Gärten, die meisten Bewohner aber legen auf ein hübsches Drumherum augenscheinlich keinen Wert. Balyktschka präsentiert sich bei unserem Spaziergang tatsächlich ärmlich und trostlos. Ein wenig wird dieser Eindruck verwischt, als nach Schulschluß eine muntere Kinderschar ausgelassen durchs Dorf tobt.

In der Kantine ist der Tisch schon für uns gedeckt – mit den Speisen und Getränken, die auch an allen anderen Tischen verzehrt werden: mit Schtschi (Kohlsuppe), Bratkartoffeln, Buletten, schwarzem Tee und rosafarbener Limonade. Es ist heute unsere erste Mahlzeit, wir hauen tüchtig rein. Außerdem schmeckt uns die Hausmannskost. Wir sagen das. Das freue ihn, sagt Ilja Kujukow, aber dreimal in der Woche das gleiche Essen, ob es uns da noch schmecken würde…

Der Sowchos-Vorsitzende fährt jetzt zu den Schafen voraus, hören wir. Und auch wir werden nach dem Kantinenmahl zum Hirtenstützpunkt aufbrechen. Doch erst einmal wartet eine Überraschung auf uns. Als Nina Charitonowa noch schnell eine Bluse bügeln will, bleibt das Bügeleisen kalt. Natürlich denken wir, daß die Steckdose nicht in Ordnung ist. Also ein zweites Mal der Griff zum Lichtschalter. Nichts. Nebenan und auf dem Flur dieselbe Trübsal. Wir können sie uns nicht erklären. Das tut dann Parteisekretär Koitkin: „Wir haben im Dorf nur ein Dieselkraftwerk. Da heißt es sparen. Deshalb wird bei uns der Strom mittags von 12 bis abends um 20 Uhr und nachts von null Uhr bis morgens 6 Uhr abgestellt. Wir sind daran gewöhnt, teilen unsere Arbeiten entsprechend ein."

Kann man sich daran gewöhnen? In der Altaier Jugendzeitung vom 25. August 1989 las ich: „In Kemerowo ist eine ununterbrochene Industrieproduktion zu Hause, die man nicht einfach abstellen kann. Bei wem aber kann man den Strom abstellen? Bei den Altaiern mit ihrer Landwirtschaft. Und da haben wir dann ungemolkene Kühe, Verluste an Produktion, es leiden die sozialen und kulturellen Einrichtungen…"

Im Hirtenstützpunkt erwartet uns der Oberhirt Michail Fujalow. Zusammen mit seiner Frau, einer erwachsenen Tochter, einer Zootechnikerin, einer Tierärztin, einem Traktoristen und zwei weiteren Hirten ist er für fünfhundert Schafe verantwortlich. „Uns Altaiern", sagt er, „liegt die Viehzucht im Blut." Seine Arbeit sieht er während dreier Jahreszeiten als Vergnügen an. „Schwer wird's in der vierten, im Winter – bei 45 bis 50 Grad minus. Da werden wir oft von Wölfen heimgesucht, die sind schon eine rechte Plage." Am meisten aber beunruhigt ihn, daß manche Sowchosen und Kolchosen zu viele Tiere halten. „Das macht sich zwar gut in der Planberichterstattung, wenn die Anzahl der Tiere jährlich wächst. Aber ich finde, es dürfen nur soviel Tiere gehalten werden, wie Weidefläche vorhanden ist. Auch bei uns macht sich inzwischen schon eine Tendenz zur Überweidung bemerkbar. Die Weidefläche darf eigentlich nie ganz abgefressen sein, wenn die Herde weiterzieht; sie erholt sich dann zu langsam. Aber ich predige da schon lange tauben Ohren", sagt Michail Fujalow mit einem Seitenblick auf den Parteisekretär, der, statt sich an unserem Gespräch zu beteiligen, dem Fotoapparat Detlevs schöne Augen macht. Aufdringlich bestrebt, auf jedem Bild zu sein, zeigt er sich auf unsere Fragen recht wenig im Bilde oder – er will nicht, daß wir uns ein solches von seinem Dorfe machen können.

Michail Fujalow bittet uns ins Haus, das einer seiner Hirten „Café Heine" getauft hat. Ja, hoch oben in den altaischen Bergen gibt es einen Schafhirten, dessen Lieblingsautor dieser deutsche Dichter ist.

Das Häuschen mit dem poetischen Namen ist ganz prosaisch eingerichtet – zum Sitzen, Liegen, Essen; Überflüssiges ist nicht auszumachen. Ob er sich, frage ich Michail Fujalow, von der Nationalität her als Altaier fühle. Er überlegt eine ganze Weile, bevor er sagt: „Ich bin Altaier, da macht man sich doch nicht unentwegt Gedanken darüber. Außerdem leben in unserem Dorf fast nur Altaier. Allerdings, wenn ich so überlege… Meine Frau und ich haben immer ganz selbstverständlich Wert darauf gelegt, daß in unserer Familie soviel Altaiisches wie möglich bewahrt bleibt, zum Beispiel unsere Sprache, die Bräuche, Märchen, Sprichwörter, Nationalgerichte… Unsere Kinder sprechen alle russisch und altaiisch, obwohl es in unserem Dorf keine nationale Schule gibt." Er verstehe die Altaier nicht, sagt Michail Fujalow kopfschüttelnd, die ihren Kindern die Muttersprache nicht beibringen. „Schade", bedauert er, „daß Sie nicht genügend Zeit mitgebracht haben, sonst würde Ihnen meine Frau ein feines altaiisches Süppchen zubereiten." Dieses „feine altaiische Süppchen", lasse ich mir von Frau Fujalowa sagen, heißt Kjötschjo. Für vier Personen benötigt man 500 Gramm Pferdefleisch, die Lieblingsspeise der Altaier. Aus dem Fleisch bereitet man eine kräftige Brühe, in der mindestens fünf geschälte, unzerteilte Zwiebeln mitgekocht werden. Wenn das Fleisch weich zu werden beginnt, gibt man 200 Gramm Perlgraupen hinzu, die vorher mit heißem Wasser überbrüht werden, damit sie weiß bleiben. Vor dem Auftragen wird alles – ohne sonstige Gewürze – mit sehr viel frisch geschnittener Zwiebel bestreut. Statt Brot bekommt jeder ein gebratenes, ungesalzenes Stück Pferdefleisch in die Hand. „Die echt-altaiischen Speisen", setzt Michail Fujalow hinzu, „schmecken aber nur, wenn sie über offenem Feuer zubereitet werden. Schon deshalb könnte ich niemals in einer Stadt wohnen."

Ich könnte mir Michail Fujalow im Stadtgetöse auch gar nicht vorstellen. Wohl aber in der Folklore-Gruppe, die

Altaiische Frauentracht, Ende 18. Jh.

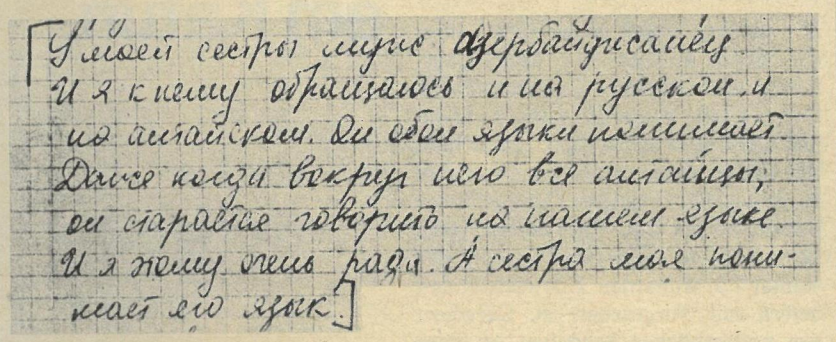
Männlicher Gürtelschmuck, Anfang 18. Jh.

Herstellen von Trockenkäse für die Hirten

Aufbewahrung von saurer Milch im Ledersack

Destillieren von altaischem Milchbranntwein (Araka)

Traditionelles Wohn„zelt", als Sommersitz bis heute gebräuchlich



„Der Mann meiner Schwester ist Aserbaidshaner. Ich spreche mit ihm sowohl russisch als auch altaiisch. Er versteht beide Sprachen. Und wenn um ihn herum alles Altaier sind, bemüht er sich, in unserer Sprache zu sprechen. Ich freue mich darüber sehr. Und meine Schwester versteht seine Sprache. Leider ist es so, daß von einigen Kindern der Altaier gar nicht mehr in der Muttersprache gesprochen wird. Sie können nicht die Sprache ihrer Mütter und Väter und schämen sich ihrer sogar."

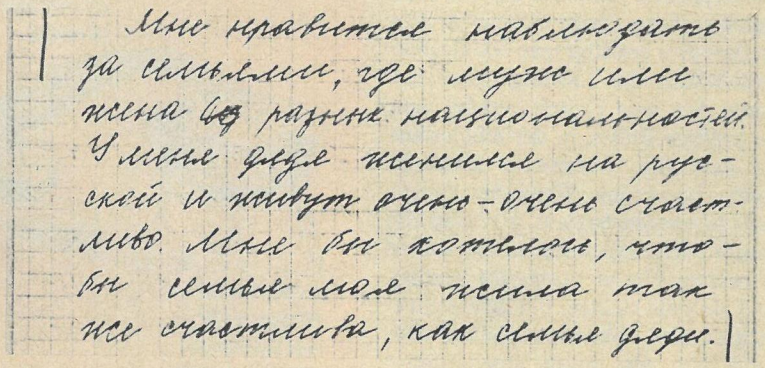
Elvira, Klasse 9a

Das Autonome Gebiet Gorno-Altai hat einen Verband Bildender Künstler, sein Leiter ist Wladimir Bitschiktubu.

in Balytschka vor zehn Jahren gegründet wurde. „Unsere Gruppe führt in altaiischen Trachten Lieder und Tänze auf und spielt auf nationalen Musikinstrumenten."

Auf dem Nationalitätenplenum hatte Michail Gorbatschow gesagt, daß sich die Gleichgültigkeit gegenüber nationalen Besonderheiten schmerzlich auf das nationale Gefühl ausgewirkt hat und bei vielen Menschen ein Gefühl der Kränkung hervorgerufen habe. Bei den Fujalows ist davon nichts zu spüren.

Doch viele Schüleraufsätze sprechen eine andere Sprache. So schreibt Sujana, daß sie schon in einigen entfernten Städten der Sowjetunion gewesen und immer „ganz krank und vergrämt" zurückgekommen sei, „weil man dort nicht einmal ahnt, daß es im Süden Sibiriens die kleine Nationalität der Altaier gibt. Und wenn man es den Menschen dort sagt, glauben sie es nicht einmal." – Sweta möchte, daß eine Zeit anbricht, in der die Frage nach der Nationalität nicht mehr gestellt wird. „Nur die Heimatsprache und seine Kultur", schreibt sie, „die darf – um Tod und Leben – kein Volk vergessen." – Und Anfissa meint bitter: „Ich möchte, daß sich die Bevölkerungszahl der Altaier auf das Fünffache erhöht. Vielleicht nimmt man uns dann als eigenständiges Volk für voll und – vielleicht hört man uns dann eher an."



„Ich habe viele Freunde anderer Nationalität. Wir treffen uns gern, um zu singen, uns zu unterhalten: über das Leben, über die Liebe... Aber es ist ja kein Geheimnis, daß in vielen Familien die Kinder so erzogen werden, daß sie später einen Partner gleicher Nationalität heiraten, kurz gesagt, sie werden zum Nationalismus erzogen. Glücklicherweise sind meine Eltern nicht so. Aber meine Großmutter... Ich beobachte gern Familien, in denen Mann und Frau unterschiedlicher Nationalität sind. Mein Onkel ist mit einer Russin verheiratet, sie leben sehr, sehr glücklich miteinander. Ich möchte, daß meine Familie auch einmal genau so glücklich lebt wie die meines Onkels.

Elsa, Klasse 9b

„Reizwort" Wasserkraftwerk

Pro und Kontra dem Wasserkraftwerk am Katun.

Auf unserer ersten Reise 1986 hatten wir einen Ausflug zum sechs Jahrzehnte alten einzigen Wasserkraftwerk Gorno-Altais gemacht; puppenstubenhaft steht es in großartiger Landschaft. Wir fuhren dann weiter an die engste Stelle des wasserreichen Gebirgsflusses Katun, wo der Bau eines neuen, eines „groß"artigen Wasserkraftwerkes, das einmal 7,5 Milliarden Kilowattstunden liefern soll, vorgesehen ist. Geradezu von unglaublicher Schönheit ist diese Gegend. Unberührte einmalige Natur. Wie eine Wand steht der Nadelwald, die Wipfel stützen und schützen sich gleichsam gegenseitig; das Gras reicht einem bis an die Hüfte; es blüht und duftet, türkisfarben plätschert der Katun.

Das Terrain steht fest, das überflutet werden, auch der Ort, wo die neue Stadt, die Stadt Katunsk, erbaut werden soll. Seit Anfang der achtziger Jahre schon ist dieser Platz am Katun für das Wasserkraftwerk vorgesehen, gepriesen als ein Bauvorhaben, das Ausgangspunkt für die ökonomische und soziale Umgestaltung Gorno-Altais sein würde. Doch seit 1985 hören die Warnrufe nicht auf. Einer der ersten Kritiker des geplanten Wasserkraftwerks war der sibirische Schriftsteller Valentin Rasputin. Er warnte vor einer Veränderung des Klimas, der Fauna und Flora und plädiert für umweltfreundliche Wind-, Solar-, Gezeiten- und Kleinwasserkraftwerke: „Nach der

Liebe Leser!
FREIE WELT will den weißen Flecken in der Berichterstattung über die Sowjetunion zu Leibe rücken. Dazu brauchen wir auch Ihre Hilfe. Schreiben Sie uns, was Sie an Fragen über dieses Land bewegt, welche Themen Sie wünschen und welche Probleme Sie behandelt sehen wollen. Die Lösung von Konflikten zwischen den Nationalitäten in der UdSSR könnte ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg der Perestroika sein. Wir möchten deshalb gern von Ihnen wissen: Sollen wir unsere bisherige umfassende Berichterstattung mit Sonderteilen in unserer Völkerschaftsserie ein- bis zweimal im Jahr fortsetzen? Erwarten Sie darüber hinaus in kürzeren Abständen Reportagen von den Brennpunkten des aktuellen Konfliktgeschehens? Freuen würden wir uns auch über die Angabe Ihres Alters und Ihrer beruflichen Tätigkeit. Wir beantworten Ihnen jede Meinungsäußerung, die uns separat von den Preisrätsel-Karten erreicht.

Ihre Redaktion

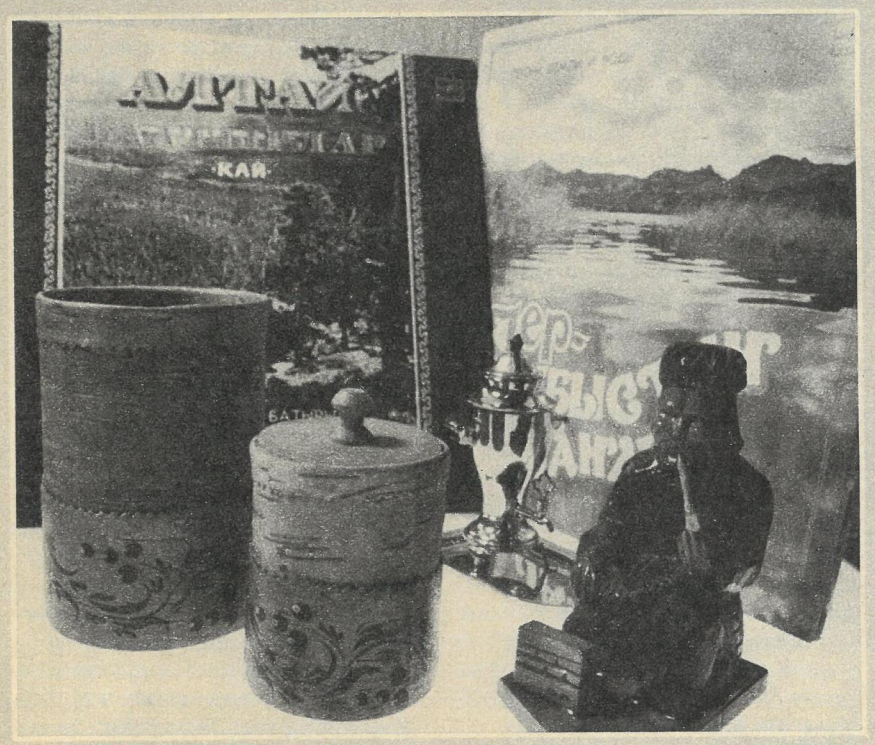
Völkerschafts-Preisrätsel

auf Seite 42

Falls Sie Spaß daran haben, Kreuzworträtsel zu lösen, dann lesen Sie bitte den Beitrag über das Autonome Gebiet Gorno-Altai (Seiten 4 bis 15, Seiten 42 bis 53 und Rücktitel) besonders aufmerksam. Sie können gewinnen:

1. Preis:	1000 Mark
2. Preis:	750 Mark
3. Preis:	500 Mark
4. Preis:	250 Mark
5. Preis:	100 Mark
6.—55. Preis:	je 25 Mark

Außerdem haben wir Souvenirs für Sie direkt aus dem Autonomen Gebiet Gorno-Altai mitgebracht; sie sind untenstehend abgebildet.



Die im Extrakasten ausgewiesenen Buchstaben unseres Völkerschafts-Preisrätsels ergeben – zeilenweise gelesen – die Lösung des Preisrätsels (aus 11 Wörtern bestehend). Wenn Sie glauben, die Lösung gefunden zu haben, schreiben Sie diese bitte auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 15. 1. 1990 (Datum des Poststempels). Anschrift: Redaktion FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056. Auflösung und Gewinner (Auslosung unter Ausschluß des Rechtsweges) werden in Heft 4/1990 veröffentlicht.

Nutzung der unkonventionellen Energieträger steht die Sowjetunion in der Welt an 67. Stelle."
1986 ergab dann eine – von den inzwischen sehr zahlreich gewordenen Gegnern – geforderte Expertise, daß eine ganz und gar ungenügende Voruntersuchung des Projekts vorlag. Seitdem diskutieren lauthals oder schwarz auf weiß die Befürworter und die Widersacher des Wasserkraftwerks. Namhafte Spezialisten melden sich zu Wort und Namenlose, die Angst haben um die Schönheit und Reinheit des Altai. Man kommt einander nicht nur sachlich, sondern es gibt auch viel Emotionen mit schrillen Tönen. Die regionalen und überregionalen Zeitungen füllen seit Jahren ganze Seiten zum Thema Katun. Der Russe Dr. Wladimir Gussew, seit 1988 Erster Sekretär des Autonomen Gebiets Gorno-Altai, den wir in unserem Interview als ernsthaft-sachlichen Mann kennenlernen, fällt beim Thema Katun ganz aus der Rolle, indem er die beteiligten Wissenschaftler vor allem aus Moskau und Leningrad als „welche" bezeichnet, „die zu Hause auf blauen Klosettdeckeln sitzen", ohne den Schimmer einer Ahnung zu haben von der primitiven Lebensweise der meisten Einwohner, hoch oben in den Bergen.
Wir machen uns also auf den Weg, um mit Juri Toschpokow zu sprechen, dem Direktor der gesamten Katuner Wasserkraftwerks-Kaskade. Er erweist sich nicht nur als verantwortlich für das eventuell zu bauende Wasserkraftwerk, sondern auch für die dem Projekt entsprechende Infrastruktur. Und: Er ist seiner Nationalität nach Altaier, mit Kopf und Herz seiner Heimatlandschaft ergeben.
Juri Toschpokow gibt unumwunden zu, daß, nach heutiger Erkenntnis, eine ökologisch negative Einflußnahme nicht auszuschließen gewesen wäre, hätte man das Wasserkraftwerk so gebaut, wie es ursprünglich vorgesehen war. „Ich bin Energetiker seit 1962, war auch verantwortlich für das Wasserkraftwerk am Nurek in Kirgisien. Natürlich müssen wir aus den gemachten Fehlern lernen. Ich bin jedem Warner dankbar. Vor allem dem ersten, Rasputin, obwohl die Einwände damals, zu Beginn der Umgestaltung, für uns ganz unerwartet kamen. Allerdings ärgert uns doch, daß Valentin Rasputin sich den für das Wasserkraftwerk vorgesehenen Platz bisher nur vom Hubschrauber aus betrachtet hat…
Nicht auszudenken auch, welche Kulturgüter verloren gegangen wären; denn inzwischen haben Archäologen ausgerechnet in dem Gebiet, das überflutet werden soll, Entdeckungen und Ausgrabungen von unschätzbarem Wert gemacht: Grabbeigaben, Keramikgeschirr, Felszeichnungen, die Jahrtausende alt sind. Wir Altaier dachten immer, daß wir eine sehr arme Vergan-

Weiter auf Seite 43 mit dem fortlaufenden Text

FREIE Welt dokum

Tatsachen, Analysen, Meinungen aus offiziellen Dokumenten, Materialien und Verlautbarungen

„Die Strahlungssituation in fast einem Drittel des Territoriums des Kiewer Gebiets, auf dem etwa 300 000 Menschen leben, darunter 59 000 Kinder, bleibt gespannt. Die Entaktivierung hat bis jetzt keine wirkliche Besserung gebracht. In letzter Zeit wurde der Umfang der notwendigen Arbeiten reduziert, spürbar ist bei den staatlichen Organen die Aufmerksamkeit gegenüber den Problemen gesunken, die durch die Havarie im Kraftwerk Tschernobyl 1986 entstanden sind.“ Soweit die Feststellung des 1. Sekretärs des Kiewer Gebietskomitees der KP der Ukraine, G. T. Rewenko. Damit befaßte sich das Politbüro der KPdSU auf einer seiner jüngsten Sitzungen.

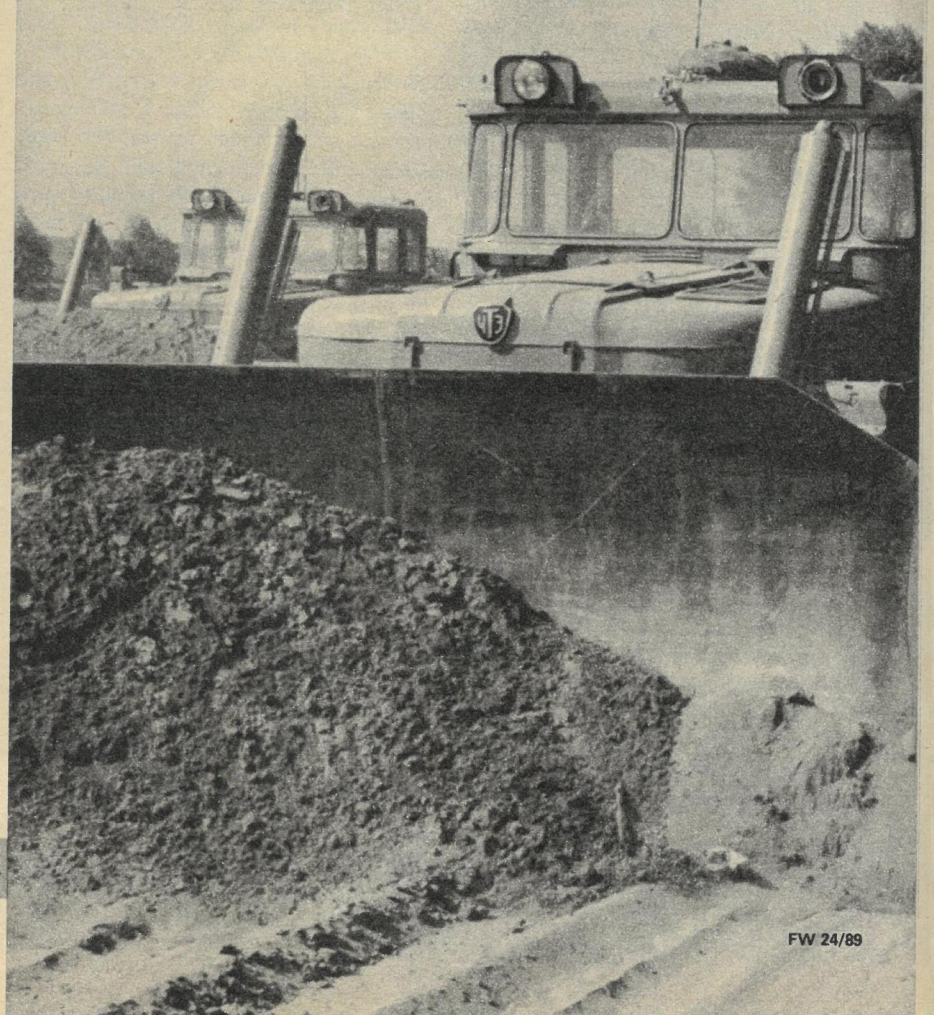
Rewenko sagte auf der Sitzung, daß die Situation stark von einzelnen inkompetenten Gruppen erschwert werde, die für eine Schließung des Atomkraftwerkes plädierten. Sie verbreiteten Gerüchte und nutzten die Glasnost zur Anstachelung der Leidenschaften aus. Eine Massenpsychose wachse unter den Bewohnern des Rayons Polessje und Iwankowo, die unmittelbar an die Zone (die 30 Kilometerzone um das Kraftwerk – d. Red.) grenzen. Sie forderten eine unverzügliche Umsiedlung. Den Partei- und Staatsorganen gelinge es immer weniger, diese Psychose abzubauen, die besonders in Familien mit Kleinkindern verbreitet ist. Dazu komme noch das Mißtrauen gegenüber den Daten des Ministeriums für Gesundheitswesen und des Staatlichen Meteorologischen Dienstes. Diese unterschieden sich von denen, die früher mitgeteilt wurden. Ein besonderes Problem sei der Mangel an Medikamenten und medizinischen Geräten.

Das Politbüro schenkte im Verlauf der Sitzung der medizinischen Versorgung in den betroffenen Rayons große Aufmerksamkeit. Eine Verfügung des Ministeriums des Gesundheitswesens der UdSSR und der Ukrainischen SSR müsse dafür sorgen, daß der Gesundheitszustand der Menschen in jenen Rayons, besonders der Kinder, gründlich untersucht werde. Die Ärzte seien mit den erforderlichen medizinischen Geräten und Medikamenten in entsprechender Menge zu beliefern. Zweckmäßig wären auch Vergünstigungen für die Ärzte zur Erleichterung ihrer Arbeitsbedingungen. Keine Verzögerungen duldeten die Vorbereitungen für die Evakuierung der Menschen. Ernste Besorgnis rufe das Baugeschehen in Slawutitsch hervor (einer neuen Stadt, die 50 Kilometer vom Kraftwerk entfernt erbaut wird – d. Red.), hier besonders die nachlassende Aufmerksamkeit des Energieministeriums.

Über die Lage in den Rayons nahe Tschernobyl informierte der stellvertretende Vorsitzende des Ministerrats der UdSSR und Vorsitzende der Staatlichen Kommission für Außergewöhnliche Situationen, W. Ch. Dogushijew: Wir müssen zugeben, daß im Verlaufe einiger Monate die Aufmerksamkeit gegenüber den Problemen von Tschernobyl nachgelassen hat. Hervorgerufen wurde dies durch die Wahlen, die Arbeit des Volksdeputiertenkongresses und den Regierungswechsel. Zu spüren war dies nicht nur im Zentrum, sondern auch vor Ort. Wir sind dort gewesen. In der Tat war die Beseitigung der Havariefolgen in den Hintergrund getreten. Doch dann wurden die Arbeiten verbessert und ihre Koordinierung präziser. Auch die Tätigkeit der Regierungskommission wurde wieder aufgenommen. Vom 26. Juli bis 13. September war diese Kommission vor Ort. In den Gebieten Gomel und Mogiljow (Belorußland), in den Gebieten Kiew und Shitomir (Ukraine), im Gebiet Brjansk (RSFSR) prüfte sie die Lage unter Teilnahme der Bevölkerung wie auch die kritischen Äußerungen, Proteste und Vorschläge. Es ist gelungen, einen bedeutenden Teil der Probleme zu lösen. In der ersten Etappe nach der Havarie 1986 bedurfte es eines entschlossenen Schrittes – der Umsiedlung von 116 000 Menschen aus der Gefahrenzone. Heute wissen wir, daß dies richtig war. Jetzt jedoch beunruhigt uns die Lage jener, die auf dem verseuchten Territorium weiterleben. Deshalb interessierten wir uns auf unserer Reise nicht nur für die organisatorischen Dinge und nicht nur für die medizinische Versorgung, sondern auch für die Stimmung der Menschen, ihre Gedanken und Meinungen. Was hat sich herausgestellt? Vor allem die unzureichende und widersprüchliche Information. Sie ging soweit, daß über ein und denselben Ort die Menschen verschiedene Angaben über den Strahlungsgrad bekamen. Es mußten sogar bestimmte Messungen wiederholt werden. Wir haben für jede Republik Handbücher herausgegeben mit Daten über die Verseuchung bestimmter Siedlungsgebiete. Auch Karten wurden gedruckt und in den Republiks- und Gebietszeitungen veröffentlicht, die Handbücher gingen in ausreichender Anzahl an die Gebietsbehörden. Jeder kann sie im örtlichen Rat einsehen.

Beunruhigend verläuft die Entseuchung des Bodens. Zunächst hat sie positive Resultate gebracht. In der Zeit von 1986 bis 1987 war der Strahlungsgrad um ein Mehrfaches gesenkt worden. Nach der Abtragung der radioaktiven Erdschicht hat man dort Asphalt oder Beton verlegt und einen niedrigen Strahlungsgrad erreicht. Doch ohne diesen Schutz kann er erneut steigen. Deshalb sind wir uns darüber einig, daß wir an Ort und Stelle gesellschaftliche Stäbe für die Koordinierung der Arbeiten schaffen und für die erforderliche Technik sorgen. Ein ernstes Problem ist die Verseuchung landwirtschaftlicher Produkte. Nicht selten können die Leute ihre selbst erzeugten Lebensmittel nicht verbrauchen. Das betrifft besonders Milch, Fleisch ist im geringen Maße betroffen. Zum Beispiel gehen heute insgesamt 0,6 Prozent des verkauften Fleischs mit einer zeitweisen Überschreitung des zulässigen Strahlungsgrades im Gebiet Gomel über den Tisch. Bei Milch sind es 6,4 Prozent. Freilich war diese Ziffer vor zwei Jahren drei- bis viermal so hoch. Leider haben wir nicht in allen Orten eine kontinuierliche Versorgung mit einwandfreien Lebensmitteln fest-

Probleme mit dem Boden: Radioaktive Erdschichten müssen Meter für Meter abgetragen werden.



entiert: Sorgen wegen Tschernobyl

stellen können. Von den örtlichen Organen wurden entsprechende Anordnungen erteilt, und das Präsidium des Ministerrates der UdSSR hat den Beschluß gefaßt, von den betroffenen Republiken weniger Lebensmittel in den Unionstopf zu tun, damit die Bevölkerung mehr mit sauberen Lebensmitteln beliefert werden kann. Damit hängt auch die Verbesserung der Versorgung mit Dosimetern zusammen. Beschlossen ist, in diesem Jahr 1500 Dosimeter auszugeben und im nächsten 100 000 Stück. Jeder kann dann selbst radioaktive Strahlungen kontrollieren.
Gegenwärtig leiden 145 Menschen an einer akuten Strahlenkrankheit. Von ihnen sind 59 invalide. Neue Todesfälle wurden nicht festgestellt.
Sorgen macht den Medizinern die Organisation der Verpflegung. In der Ukraine beispielsweise haben die Menschen begonnen, weniger Beeren und Früchte zu verzehren. Ungünstig steht es um die Ernährung der Kleinkinder.
Wichtig ist, wahrheitsgetreue und exakte Informationen über die wirkliche Lage zu geben. Auch müssen alle jene Unterstützung erhalten, die diese Rayons verlassen wollen.
Der Minister für Kernenergetik und Industrie der UdSSR, W. F. Kornowalow, hob hervor, daß eine neue Etappe in der Liquidierung der Havariefolgen begonnen hat. Die drei betriebenen Blöcke des Atomkraftwerks Tschernobyl seien mit einem vervollkommneten Sicherheitssystem ausgerüstet worden. Überprüft wurde auch der Zustand des Brennstoffmaterials in der Abdeckung des havarierten 4. Blocks („Sarkophag"). Das Objekt sei absolut sicher und unterliege ständiger Kontrolle. Gleichzeitig hätten die Spezialisten mit der Projektierung einer langfristigen auf mindestens 100 Jahre berechneten Verbunkerung des Blocks begonnen. Die Mitglieder des Politbüros haben sich mit den ersten Entwürfen dieser Projekte vertraut gemacht.
Der 1. Sekretär des ZK der KP der Ukraine, V. A. Iwaschko, sagte, man müsse sich klar machen, daß die Havarie von Tschernobyl eine Katastrophe solchen Ausmaßes darstelle, daß sie sich nicht nur viele Jahre noch auf das allgemeine moralische Klima auswirken werde, sondern auch auf die Wirtschaft des Landes. In Zukunft werden weitere wesentliche Ausgaben nötig sein. Erforderlich ist ein gesamtstaatliches Programm. Drei voneinander getrennte Programme – ein russisches, ein belorussisches und ein ukrainisches – seien nicht sehr rationell. Ein einheitliches Programm müsse sich sowohl mit dem weiteren Schicksal des Atomkraftwerkes von Tschernobyl befassen als auch mit der Situation in der Sperrzone des Kraftwerkes und den Menschen, die in den verseuchten Rayons leben, und schließlich mit dem Zustand der landwirtschaftlichen und anderen Produktionsanlagen.
Ministerpräsident Nikolai Ryshkow nahm zu den Kosten der Havarie von Tschernobyl Stellung: Wenn wir die Kapitalinvestitionen nehmen, die Ausgaben für die Evakuierung der Menschen und den Ausfall von Grundfonds, so betragen die Verluste bereits mehr als 10 Milliarden Rubel. Für das Jahr 1990 kommen noch einmal über 300 Millionen Rubel dazu.
Die Schlußfolgerungen der Beratung zog Generalsekretär Michail Gorbatschow. Er sprach davon, daß Tschernobyl eine Wunde des ganzen Volkes sei. Das Zentralkomitee der KPdSU habe von den ersten Tagen nach der Havarie der entstandenen Situation ständige Aufmerksamkeit gewidmet. Es sei alles getan worden, um das Leben und die Gesundheit der Menschen außer Gefahr zu bringen. Es müsse aber klar erkannt werden, daß wir das Problem Tschernobyl nicht in einem Jahr lösen können. Wichtig sei zwar, daß erste positive Ergebnisse bereits vorliegen, man sich aber nicht mit dem Erreichten zufriedengeben könne und sich weiter bewegen müsse. Unzulässig seien Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit gegenüber dem Schicksal der Menschen, ihren Sorgen, ihren Nöten. Partei und Regierung würden auch in Zukunft die Probleme, die mit der vollständigen Beseitigung der Folgen von Tschernobyl zusammenhängen, sorgfältig beachten. Soweit aus der Sitzung des Politbüros.

(aus „Prawda")

Am 14. 11. 1989 meldete die Moskauer Zeitung „Sozialistitscheskaja Industrija", daß in den nächsten sechs Jahren die Bevölkerung aus weiteren 526 Dörfern Belorußlands umgesiedelt wird. Diese Maßnahme ist Bestandteil eines vom Obersten Sowjet der Republik angenommenen Programms zur Beseitigung der Folgen der Reaktorkatastrophe. Bisher wurden aus der Gefahrenzone insgesamt 25 000 Menschen aus 107 Dörfern umgesiedelt.

Foto: TASS/Zufarow

Die große Reisewelle wogt. Und die Reiselust der DDR-Bürger, über alle Grenzen hinweg, erweist sich als grenzenlos. Doch wie geht es weiter – mit dem Reisebüro-Tourismus wie den Reisen auf eigene Faust? Egal, in welche Richtung der Windrose eine Reise auch geht, Geld gehört dazu. Und noch einiges mehr. Im Disput mit Experten suchte FREIE WELT Antwort auf viele Fragen, die sich ums Reisen drehen – Fragen von heute, aber auch schon von morgen...

15. November am runden Tisch von FREIE WELT: Dr. Klaus Wolf, bisheriger stellv. Minister für Verkehrswesen (4. v. l.); Bruno Meier, Vizepräsident der Staatsbank der DDR (5. v. l.); Dr. Hellmut Fröhlich, stellv. Generaldirektor INTERHOTEL DDR (6. v. l.); Heinz Tischer, stellv. Generaldirektor REISEBÜRO DDR (1. v. r.); von der Redaktion: Wolfgang Scheel, Kollegiumsmitglied, Helmuth Pelzer, Reporter, und Volker Hempel, Redakteur.

Reiselust! Reisegeld?

FREIE WELT: *Um das neue Reisegesetz – vielleicht auch Paßgesetz – wird momentan heiß, zuweilen hitzig debattiert. Doch egal, in welchem Wortlaut, mit welchen Paragraphen die Volkskammer es am Ende beschließen wird, eines steht schon fest: Der DDR-Bürger kann fortan nach Belieben ins Ausland reisen, das Gesetz öffnet ihm die Türen zur Welt…*

Dr. Klaus Wolf: Dazu ein weiteres, ganz wichtiges Kriterium: Der DDR-Bürger, der ein mündiger Bürger ist, hat künftig seinen Paß zu Hause und kann sich, wann immer er das will, zu einer Auslandsreise entschließen… Nun hat uns ja eigentlich das Visum im Personalausweis bei unserer Diskussion in dem entscheidenden Punkt schon überholt. Doch alles, was der Bürger will – und was auch wir wollen –, wird erst dann zu einer legitimen Sache, zum festgeschriebenen Gesetz, wenn die oberste Volksvertretung des Landes ihr Votum dafür abgegeben hat…

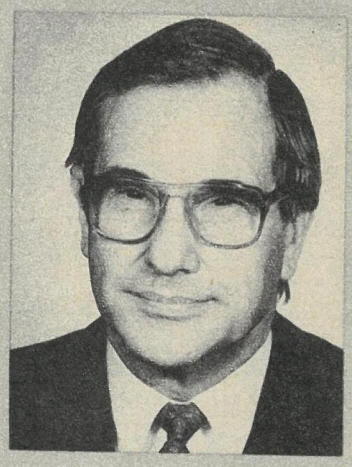
Bruno Meier: Im Kern dreht sich alles um das Wort Reisefreiheit. Die ist nunmehr voll im Gange, und die DDR-Bürger machen – wie wir es seit dem 10. November tagtäglich sehen und erleben können – massenhaft davon Gebrauch. Aber wir wissen auch, wie es der Volksmund sagt: Der Teufel steckt im Detail. Und dort eben beginnen die Probleme, die wir nun in den Griff kriegen müssen. Dabei handelt es sich im einzelnen um äußerst diffizile und komplizierte Fragen, zum Beispiel beim Transport, bei Versorgung, Unterbringung, Gastronomie, Grenzabfertigung, Geldumtausch und vielem mehr – äußerst arbeitsintensive Prozesse. Das alles muß in geordnete Bahnen kommen, mit Lösungen, die bei den Bürgern Zustimmung finden. Doch ich möchte sagen, wir fangen nirgendwo bei Null an…

FREIE WELT: *Alle schauen, alle denken – wenn's ums Reisen geht – dieser Tage offenbar nur in eine Himmelsrichtung…*

Heinz Tischer: Wundert Sie das? Da hat sich doch, über Jahre hinweg, an Wünschen soviel angestaut. Deshalb erleben wir diese stürmische Reisewelle in die BRD oder nach Berlin-West. Das sind überwiegend nur Stippvisiten oder Tagesaufenthalte jenseits der Grenze. Sie werden, obwohl im Ausmaß vermutlich bald etwas abflauend, zweifellos fürs erste anhalten. Doch zu Ihrer Überlegung, daß jetzt bloß noch in eine Himmelsrichtung geschaut und gedacht würde, melde ich Widerspruch an. Denn die von den Bürgern beim DDR-Reisebüro gebuchten Herbstreisen in die befreundeten und für uns traditionellen Reiseländer gehen ohne Einschränkung weiter, werden von den Kunden – gemessen an der Durchschnittsrealisierung der Vorjahre – voll in Anspruch genommen. Beim Eingang der Vormerkkarten für 1990 bemerken wir allerdings eine abwartende Haltung. Der gewohnte Ansturm scheint geringer zu sein.

Bruno Meier: Wenn man alle Reisen mal per Überschlag rechnet, dann haben wir in diesem Jahr – bis Oktober – rund 7,5 Millionen DDR-Bürger, die in sozialistische Länder gereist sind…

Reiselust! Reisegeld?



Kurzinterview mit Prof. Dr. sc. Bruno Benthien, dem ersten Minister für Tourismus der DDR und bisherigen Leiter des Wissenschaftsbereichs Ökonomische Geographie der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Freitagabend, 17. November '89 im „Johannishof"

Vom Katheder geographischer Lehre und Forschung in die Turbulenzen eines Ministeramtes für Tourismus – kein leichter Auftrag. Wir beneiden Sie nicht, gratulieren aber sehr herzlich, wünschen viel Kraft…

Danke, die werde ich brauchen. Mein Arbeitsfeld ist mir allerdings nicht neu. Schon viele Jahre befasse ich mich – als Geograph – mit Erholung und Tourismus, habe eine spezielle Forschungsgruppe an unserer Sektion geleitet, war mit der Thematik ebenso als Bezirkstags- wie als Volkskammerabgeordneter befaßt…

Es soll, so hörten wir, eine gutdurchdachte Tourismus-Konzeption geben, die jahrelang im Schrank schmoren mußte…

Diese Konzeption ist in meiner Aktentasche. Alle wesentlichen Überlegungen kannte ich aber schon vorher. Denn mit Dr. Klaus Wolf, der sozusagen mein Vorgänger ist, verbindet mich die gemeinsame Arbeit in der Kommission für Auslandstourismus beim DDR-Ministerrat…

Der Ministerrat hat „abgespeckt", doch gleichzeitig ist ein neues Ministerium entstanden…

So kommt, wie ich hoffe, alles unter ein Dach! Ohne Sorge, daraus wird keine neue Bürokratie hervorgehen, kein aufgeblähter Apparat. Eine kleine, gut eingespielte Truppe steht mir zur Seite. Ihre „Schlagkraft" wird sie beweisen…

Fotos: Lothar Willmann, ZB (1)

Heinz Tischer: Das Reisebüro hat fürs kommende Jahr wiederum rund 1,1 Millionen Reisen mit Partnern sozialistischer Länder vertraglich gebunden, davon 500 000 längerfristige Reisen und 600 000 Kurzreisen, die jedoch teilweise bis zu sieben Tage dauern. Allerdings möchte ich es auch ganz offen aussprechen, daß wir mit dem Angebot, das sich Jahr für Jahr um etwa eine Million Reisen bewegt, keineswegs von „stürmischen Fortschritten" reden können, eher von einem deutlichen Stagnieren. Wir traten und treten sozusagen auf der Stelle. Wenn man an die Qualität der Reisen denkt, worunter wir die gebotenen Leistungen der Partner für unsere Kunden verstehen, müssen wir eindeutig von einem Rückgang sprechen…

FREIE WELT: *Und das bei Preisen, die sich in den beiden letzten Jahrzehnten verdoppelt haben, wenn nicht gar noch mehr gestiegen sind. Wie lange will das Reisebüro seinen Kunden solche „Preisspirale" noch zumuten?*

Dr. Klaus Wolf: Ihre Kritik, so berechtigt sie ist, zielt ganz und gar auf den Falschen. Wir hatten früher einmal die Regelung, daß alle Reisen vom Staat subventioniert worden waren. Das ist mittlerweile lange her, und als die Stützungen abgeschafft wurden, hat es die erste, spürbare Erhöhung der Preise gegeben. Dies zum einen. Zum anderen: Die immer höher gewordenen Preise, ja, ich benutze jetzt mal absichtlich dieses Wort, diktieren uns die Partner. Jede neue Vertragsverhandlung ist zuallererst ein Tauziehen um die Preise, vielfach geradezu ein Kampf, um von überspitzten Forderungen zu vertretbaren Vereinbarungen zu kommen…

Heinz Tischer: Reden wir ruhig Klartext; ich habe mir ein Beispiel herausgeschrieben, das im Grunde exemplarisch ist: eine 15-Tage-Reise nach Albena an der bulgarischen Schwarzmeerküste, ins Hotel „Leipzig". Dafür verlangte „Balkantourist", als das Hotel 1975 die ersten Gäste aus der DDR empfing, von uns pro Tag 5,80 Rubel[1]). Wir konnten die Reise unseren Kunden damals für 1085 DDR-Mark anbieten. Zehn Jahre später, 1985, erhöhte der Partner den Preis auf 12,80 Rubel pro Tag. Daraus folgt, daß auch wir den Preis für die Reise anheben mußten – auf 1900 Mark. Bevor ich gleich die von uns geforderte Tagessumme und den Verkaufspreis für 1990 nenne, sollten wir uns unbedingt vor Augen halten: Wir brauchen jede, aber auch jede Reise in der Badesaison am Schwarzen Meer! Der Partner, der das weiß, verlangte für 1990 täglich 21,80 Rubel, was sich für den Kunden zu einem Endpreis von 2515 Mark summiert. Wohlgemerkt, dabei hat sich am Leistungsangebot für den Reisenden nichts, aber auch gar nichts verbessert, vielmehr beobachten wir das Gegenteil. Was ich über diesen Partner sage, gilt im Grundsatz auch für die übrigen Länder, für alle Reisen. Wir arbeiten im Reisebüro mit einer Gewinnspanne, die, international gesehen, eher zu klein ist als zu groß.

FREIE WELT: *Wenn man so etwas hört, die Einnahmen vervierfachen sich – fürs gleiche Bett, gleiche Zimmer, ohne neue Extras, da kommt einem unwillkürlich das alte Lied in den Sinn: „Sehn Sie, das ist ein Geschäft…" Und das Reisebüro bleibt bei dem Preispoker vermutlich die Antwort nicht schuldig.*

Dr. Klaus Wolf: Ja, der Tourismus ist Geschäft, oftmals ein sehr rauhes. Er ist einträglich, könnte auch uns mehr einbringen. Als ich im Sommer die DDR-Delegation zur 8. Generalversammlung der Welt-Tourismus-Organisation (WTO) in Paris leitete, hörte ich die Vertreter mehrerer Staaten vom „Phänomen Tourismus" sprechen. Sie meinten damit den Aufschwung ihrer Tourismus-Industrie und die Absicht, noch mehr dafür zu tun, um höhere Gewinne zu erzielen. Aber, beachten Sie die Reihenfolge: Zuerst muß man mehr tun, will man mehr gewinnen! Internationale Statistiken besagen, daß der Tourismus – als Dienstleistungszweig, der Devisen einbringt – gegenwärtig nach der erdölproduzierenden und -verarbeitenden sowie der Autoindustrie den dritten Rang unter den Wirtschaftszweigen der Welt einnimmt, womit er noch vor der Elektronikindustrie rangiert. Seiner Rolle als Devisenbringer mißt man eine noch steigende Tendenz zu…

FREIE WELT: *Ist unser Land, das im Herzen Europas liegt, nicht auch ein schönes Reiseland? Wir haben Städte mit Weltruf und kulturelle Stätten, die weltbekannt sind. Woran hapert es dann?*

Dr. Klaus Wolf: Wenn man in den Spitzen-Reiseländern Europas, zum Beispiel in Spanien, Frankreich oder Österreich, vom Tourismus spricht, dann meint man dort stets den aufnehmenden, empfangenden Tourismus. Wieviel eigene Bürger ins Ausland fahren, kümmert niemanden, denn das bringt kein Geld, keine Devisen. Nur was in der Zahlungsbilanz auf der Haben-Seite steht, hat Gewicht…

FREIE WELT: *Und gerade die Haben-Seite beim Tourismus ist seit Jahr und Tag ein wunder Punkt…*

Dr. Klaus Wolf: Mit unserer materiell-technischen Basis befinden wir uns, obwohl in den letzten Jahren einiges hinzugekommen ist, sowohl in der Hauptstadt als auch in anderen Städten weit hinter den Tourismus-Potentialen anderer Länder, eingeschlossen die Reiseländer des RGW. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, ob es uns paßt oder nicht, im Vergleich mit ihnen ist die DDR ein touristisches Entwicklungsland…

FREIE WELT: *Ein hartes Wort! Hätten Sie uns das so ungeschminkt auch schon vor acht Wochen gesagt?*

Dr. Klaus Wolf: Gegenfrage: Hätten Sie das vor acht Wochen auch drucken können?

Dr. Hellmut Fröhlich: Es gibt eine Kennziffer, die Wesentliches über die Infrastruktur eines Landes aussagt: Hotelbetten pro tausend Einwohner. Nimmt man sie zu Hilfe, dann zeigt sich, daß der Durchschnitt im RGW bei 4,8 Betten pro tausend Einwohner liegt, während die DDR lediglich über 2,8 Betten verfügt. Dementsprechend unzureichend sind unsere Möglichkeiten, Gäste bei uns zu empfangen. In den 33 Hotels der Interhotel-Kette stehen für die Gäste aus dem Ausland wie dem Inland rund 9100 Zimmer und 23 000 Restaurantplätze zur Verfügung. Um es plastisch zu machen: Wollten wir wenigstens den RGW-Durchschnitt erreichen, müßten wir auf einen Schlag 35 000 Hotelbetten mehr haben. Geben wir uns also keinen schönen Wunschträumen hin! Es ist ehrlicher und besser, wenn wir es klipp und klar aussprechen: Bevor wir einen solchen Zuwachs an Kapazitäten einmal erreichen können, wird viel Zeit vergehen. Das soll nicht heißen, daß wir dafür kein Programm haben, uns nicht die Köpfe über die günstigsten Finanzierungsmodelle zerbrechen, um so zu mehr Deviseneinnahmen zu kommen.

FREIE WELT: *Man könnte zum Beispiel die „Nobelhotels", unsere Valuta-Hotels, besser auslasten. Man könnte zum Beispiel auch dem FDGB-Feriendienst, der in den letzten Jahren eine Reihe großer attraktiver Heime gebaut hat, den Vorschlag machen, auf die ihm in Interhotels wie dem „Neptun" in Warnemünde oder dem „Panorama" in Oberhof gegebenen Kapazitäten fortan zu verzichten. Weil die DDR überdies ein bedeutendes Transitland ist, sollten auch rasch – aus Fertigteilen oder in Leichtbauweise – an unseren Autobahnen sowie Europastraßen gute, einladende Motels gebaut werden, mehr Intercampingplätze entstehen. Was halten Sie davon?*

Dr. Hellmut Fröhlich: Erst mal zur Auslastung der Valuta-Hotels: Sie kann sich, übers Jahr gesehen, im Vergleich mit anderen Hotels solcher hohen Kategorie durchaus messen. Um jedoch auch hierbei zeitweilig vorhandene, nutzbare Reserven besser auszuschöpfen, haben wir im Januar bei Interhotel DDR eine neue Verkaufsorganisation, die Reiseagentur Travel-Service, geschaffen. Deren Arbeit, das gezielte Zugehen auf potentielle Kunden, zeigt bereits Wirkungen: bis Jahresende rund 45 000 zusätzliche Übernachtungen, die in konvertierbarer Währung bezahlt wurden. Endlich mehr Hotels und Motels zu schaffen, das ist, wenn Sie so wollen, eine Uraltforderung. Nur ist Reden das eine, und Machen das andere…

Heinz Tischer: Bereits jetzt müssen wir wirklich alle vorhandenen Kapazitäten flexibel nutzen und unsere Markttätigkeit clever gestalten. Viel können wir für den guten Ruf tun: Touristen als Gäste in unserem Land, besser, vor allem freundlich betreuen.

Dr. Klaus Wolf: Über das von Ihnen an zweiter Stelle genannte Problem wird man, insbesondere im Blick auf die aktuellen Erfordernisse eines besser auszubalancierenden Valutahaushalts, unverzüglich reden müssen. Doch ich möchte, was den FDGB-Feriendienst betrifft – der sich gegenüber dem Tourismus bisher total abgeschottet hat –, noch eine andere Frage aufwerfen: Wie gedenkt er künftig seine Kapazitäten einzubringen, um auch über diesen Weg unseren Bürgern mehr ordentliche, organisierte Auslandsreisen zu ermöglichen? Versteht er seine Pflicht, für die Werktätigen da zu sein, dann muß er sich bitteschön auch dazu

[1]) Rubelkurs im RGW-Waren- und -Zahlungsverkehr: 1 Rubel = 4,67 DDR-Mark

bekennen, seine Möglichkeiten im Inland als Äquivalent einzubringen, um mehr Devisen für Auslandsreisen zu erwirtschaften. Kurz gesagt, es ist mit Recht zu verlangen, daß er zumindest seine in bestimmten Zeiten des Jahres freien Kapazitäten dem öffentlichen Verkauf anbietet – am allerbesten in Partnerschaft mit dem Reisebüro…

Heinz Tischer: Weitere, sofort erreichbare Reserven sind die vielen, teilweise wunderschön gelegenen Betriebsferienheime in unserem Land. Ich sehe es einfach als unverantwortbar an, daß sie im Durchschnitt des Jahres teilweise nur zu 60 Prozent für Ferien- und Erholungszwecke ausgelastet sind…

Dr. Klaus Wolf: Zugleich fährt so manch einer ins Ausland, weil er in der DDR keine Ferienbleibe bekommt! Darum bin ich ebenfalls der Meinung: Diese Reserven müssen schleunigst genutzt, vermarktet werden. Das diente einerseits der Abschöpfung von Kaufkraft, andererseits schonte es den Devisenfonds der Staatsbank…

FREIE WELT: *Ans „liebe Geld" denkt jeder zuerst, wenn er zu einer Reise aufbrechen will. Schon Wilhelm Busch sagte: „Froh ist man im Reisekittel, vorausgesetzt, man hat die Mittel." Wenn's dabei um Devisen geht, sieht der DDR-Bürger sehr viel im argen. Ist er über die Grenze hinweg, fühlt er sich geradezu als armer Schlucker. So kann es nicht bleiben…*

Bruno Meier: Darüber denken wir – in der Staatsbank wie im Ministerium der Finanzen – nicht erst seit gestern und heute nach. Bis vor kurzem konnten wir uns nur in dem Rahmen bewegen, der uns zugemessen war: ein sehr enges Korsett. Nun gibt es eine andere, neue Situation. Der gerade bestätigte Ministerrat wird Vorschläge von uns auf dem Tisch vorfinden, die den DDR-Bürger – bei Reisen in sozialistische Länder – davon befreien, weiterhin einen ihn wie uns beschämenden Arme-Leute-Tourismus zu betreiben. Bei einigen Ländern, wie Sowjetunion oder Polen, ist es schon seit längerer Zeit möglich, bei der DDR-Staatsbank Reisemittel in unbegrenztem Umfang zu erwerben. Ich kann natürlich – das verstehen Sie sicher – bei unserer Diskussion der endgültigen Entscheidung des Ministerrats nicht vorgreifen. Aber ich denke und wünsche mir, daß es zu einer Regelung kommt, die den unbegrenzten Umtausch auf weitere sozialistische Länder ausdehnt, ein Land ausgenommen – und zwar Ungarn. Die Zahlungsbilanz im Tourismus zwischen der DDR und der UR ist extrem unausgeglichen. Alles in allem jedoch wird das einen zusätzlichen Valutaaufwand von einigen hundert Millionen Mark erfordern.

FREIE WELT: *Es ist gegenwärtig vielfach die Forderung zu hören, den Valuta-Reisefonds der DDR unter die demokratische Kontrolle der Öffentlichkeit zu stellen…*

Bruno Meier: Das ist denkbar, ist machbar. Die Volkskammer hat schon begonnen, ihre wirkliche Rolle zu spielen. Die Kontrolle könnte durch ihren Ausschuß für Haushalt und Finanzen wahrgenommen werden, der, sagen wir mal, vierteljährlich, vor dem Plenum der obersten Volksvertretung die öffentliche Abrechnung vornimmt.

FREIE WELT: *Wir sind, was den Zeitpunkt unseres Gesprächs angeht, alle miteinander in der Zwickmühle: Die Volkskammer hat zwar bereits den neuen Ministerpräsidenten Hans Modrow gewählt, doch seine Regierungserklärung steht noch bevor, ebenso die Vereidigung des neuen Ministerrats. Er kann folglich erst in der nächsten Woche erste Entscheidungen treffen. Aber im Tourismus, bei organisierten wie individuellen Reisen, brennen so viele Probleme auf den Nägeln, hat die Öffentlichkeit so viele Fragen, daß wir Sie bitten, bei Ihren Antworten wenigstens bis zur Grenze des Verantwortbaren zu gehen. Einverstanden?*

Dr. Klaus Wolf: Meinerseits – einverstanden! Als erstes glaube ich, es richtig zu sehen, daß der neue Vorsitzende des Ministerrates ein tourismusfreundlicher ist. Bisher hatten wir dagegen einen tourismusunfreundlichen Wirtschaftssekretär des ZK der SED im Politbüro. Der hat für den Tourismus überhaupt nichts übrig gehabt. Wer sich in diesem Land jetzt und in Zukunft mit dem Tourismus beschäftigt, vor dem liegen Berge von Arbeit (redaktioneller Einschub: In diesem Moment wußte Dr. Klaus Wolf bereits, ohne es uns zu sagen, daß ihn seine Partei zum neuen Minister für Post- und Fernmeldewesen vorgeschlagen hat. Vermutlich wußte er auch, daß es künftig einen Minister für Tourismus geben wird.). Im Schrank meines Büros liegt schon seit längerem eine gründliche, ständig weitergeschriebene Konzeption – gute Ideen vieler kluger Leute, die wir jetzt „aufgeschnürt" haben. Sie könnten nun zur „materiellen Gewalt" werden…

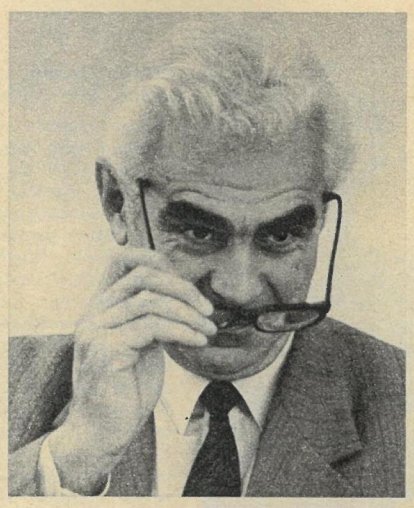
Bruno Meier: Ich möchte noch einmal auf die Reisemittel in Währungen sozialistischer Länder zurückkommen, damit jeder versteht, wie es sich dabei um Soll und Haben verhält: Zur Finanzierung aller Tourismus-Reisen werden die Valuten eingesetzt, die wir dadurch einnehmen, daß Bürger dieser Länder in die DDR reisen. Es findet gewissermaßen ein finanzieller Austausch statt. Das geschieht so: Die DDR-Staatsbank verkauft der jeweiligen ausländischen Bank unsere Mark, umgekehrt wieder verkauft die ausländische Bank ihre Währungen an die DDR-Staatsbank…

FREIE WELT: *Nach dem einfachen Prinzip: Gibst du mir, geb ich dir!*

Bruno Meier: Das Problem besteht in der Unausgeglichenheit des Reiseverkehrs zwischen der DDR und einzelnen Ländern. Es fahren von uns mehr Bürger dorthin, als aus diesen Ländern Touristen oder andere Reisende zu uns kommen. Für den Ausgleich der Valutabilanz bleibt der DDR also nur das eine: Sie muß alles, was bei der gegenseitigen Verrechnung unausgeglichen bleibt, mit Valutaerlösen aus dem Export von Waren abdecken. Dabei handelt es sich vorrangig gerade um solche Waren, die auch bei unserer Bevölkerung sehr begehrt sind, obendrein auch günstig in NSW-Länder abgesetzt werden können. Vom Grundsatz her gilt all das ebenso für die Währungen nichtsozialistischer Länder. Es wird, daran habe ich keinen Zweifel, auch bei diesen Devisen eine Lösung gefunden werden, die es dem DDR-Bürger erlaubt, künftig einen größeren Betrag als die bisherigen 15 DM zu erwerben. Jedoch warne ich dringend vor allzu hochgespannten Erwartungen. Denn unser Staat kann dem Bürger nur soviel geben, wie er fürs Reisen an Valuta zur Verfügung hat. Dafür Kredite im Ausland aufzunehmen, die uns sogleich wieder „aus der Tasche fließen", also nicht der Reproduktion in der Volkswirtschaft dienen, uns nicht zu mehr und ertragreicheren Exporten verhelfen, wären nach meiner Überzeugung unverantwortlich…

FREIE WELT: *Wie verhält sich das bei der Beförderung der Reisenden? Es ist doch sicher nicht alles damit abgegolten, daß der Auslandsreisende seine Fahr- oder Flugkarte in Mark der DDR bezahlt?*

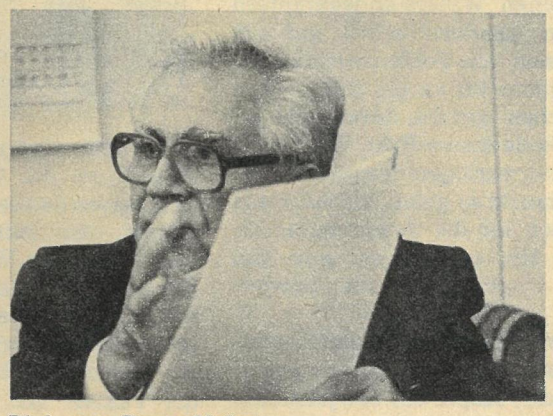
Dr. Klaus Wolf: Wir müssen die außerhalb unserer Grenzen entstehenden Beförderungskosten dem betreffenden Land in Valuta bezahlen. Analog trifft das auch für den Erwerb von Kraftstoff bei Fahrten mit dem eigenen Auto und im Transitverkehr zu… Glauben Sie mir, in diesem Land wird jetzt viel gerechnet, Tag und Nacht. Wir alle wissen, daß das Reisen für unsere Bürger ein Grundbedürfnis ist, und alles, was in unseren Kräften steht, werden wir einsetzen, um diese Wünsche und Bedürfnisse zu erfüllen. Mit einigem, was sogleich möglich ist, wurde schon begonnen, zum Beispiel den Fährüberfahrten nach Gedser/Dänemark und Trelleborg/Schweden. Das Reisebüro sieht sich imstande, den Bürgern im kommenden Jahr rund 100 000 Reisen in nichtsozialistische Länder anzubieten, Tagesfahrten, Kurzreisen, Zwei-Länder-Kurzreisen und einiges mehr. Wir rechnen ebenfalls damit, daß unsere Reisepartner in den sozialistischen Ländern in Zukunft leichter zur Einsicht gebracht werden können, uns mehr qualitätsgerechtere Reiseangebote zu realeren Preisen zu offerieren. Es eröffnet sich ein neues, weites Feld – auch für die FREIE WELT.



Dr. Klaus Wolf, bisheriger Stellvertreter des Ministers für Verkehrswesen und Vorsitzender der Zentralen Kommission für Auslandstourismus; jetziger Minister für Post- und Fernmeldewesen

Dipl.-rer. pol. Heinz Tischer, Stellvertreter des Generaldirektors des REISEBÜROS der DDR

Dr. Hellmut Fröhlich, Stellvertreter des Generaldirektors der Vereinigung INTERHOTEL DDR, Direktor des TRAVEL-SERVICE



Dipl.-oec. Bruno Meier, Stellvertreter des Präsidenten der Staatsbank der DDR

Walter Janka saß fünf Jahre als Häftling Nr. 358 in Bautzen. 1956 verhaftet, fälschlich einer konterrevolutionären Verschwörung beschuldigt, 1960 entlassen. Sein Buch „Schwierigkeiten mit der Wahrheit" veröffentlichte er im bundesdeutschen Rowohlt-Verlag. Das Schicksal des Arbeitersohns, Interbrigadisten in Spanien, Exilanten in Mexiko, Leiter des Aufbau-Verlages erregt gegenwärtig ein Millionenpublikum. Sonnhild Kutschmar sprach für FREIE WELT mit dem Fünfundsiebzigjährigen in seinem Kleinmachnower Heim.

Seine Hoffnung, die ihn in allen Lebenslagen nie verließ, sieht Walter Janka in seiner Herkunft begründet. „Ich komme aus einer Arbeiterfamilie und bin von meinen Eltern und Geschwistern so erzogen worden. Meine Weltanschauung ist eine sozialistische. Ich habe als junger Mann die Weltwirtschaftskrise 1929 erlebt, als ich noch Schriftsetzer lernte. Ich mußte ja einen ‚ordentlichen Beruf' lernen, wie meine Mutter sagte. Eigentlich wäre ich lieber Architekt geworden, aber das konnten Arbeiterkinder damals nicht. Obwohl mich mein Leben später in andere Schichten der Gesellschaft führte, fühlte ich mich immer der Arbeiterklasse verbunden. Das bleibe ich auch!"

Aus dieser Haltung heraus begreift Walter Janka die gegenwärtige politische Entwicklung in der DDR als Hoffnung versprechende Chance. „Ich glaube, daß die gegenwärtige Situation eine große Rolle in unserer weiteren Entwicklung spielen wird.

Wir stehen am Anfang und nicht am Ende. Ich neige überhaupt nicht zu solchen Formulierungen wie – es ist fünf Minuten vor zwölf oder es ist fünf Minuten nach zwölf. Das ist absoluter Unsinn. Ich würde sagen, es hat zwölf geschlagen. Es beginnt ein neuer Tag. Jetzt hängt alles davon ab, was wir aus diesem neuen Tag machen. Trotz allem dürfen wir keineswegs unsere Grundhaltung beim Aufbau einer neuen Gesellschaft, die wir als sozialistische Gesellschaft verstehen, aufgeben." Walter Janka kommt in diesem Zusammenhang auf den Stalinismus zu sprechen. Dieser ist, seiner Meinung nach, ein Haupthindernis auf unserem Weg. „Wir müssen uns vom Stalinismus trennen, der dazu geführt hat, daß die Weltanschauung der Marxisten kompromittiert, mißbraucht, diffamiert wurde. Das ist hinlänglich bekannt. In unserer Weltanschauung, die auf die Grundbegriffe von Marx und Engels zurückgeht (Lenin würde ich jetzt mal auslassen), sollten wir auch den Marxismus von Hemmnissen befreien, die uns bei der weiteren Entwicklung im Wege stehen. Um es mal in einem Satz zu sagen: Wir müssen nach Hitler, Franco und Stalin den Begriff ‚Diktatur' ein für allemal aus der Welt schaffen. Welche Attribute wir auch immer zu diesem Begriff hinzugeben, eine Diktatur kann keinen Menschen mehr ansprechen." Ebenso wichtig sei es, alles aufzugeben, was mit dem Alleinvertretungsanspruch auf Weisheit und Führung verbunden ist. Das begründet er so: „In der ganzen Welt ist die kommunistische Bewegung eine Minderheit. Und je weiter wir in die entwickelten Staaten kommen – England, Amerika, Frankreich bis zur Bundesrepublik – da geht es schon nicht mehr um Minderheiten, da haben sich die Kommunisten schon beinahe selbst aufgelöst. Der Grund dafür ist aber nicht unsere Weltanschauung. Sie war ja einmal eine echte Alternative. Das wissen nur die meisten Nachfolgegenerationen nicht mehr so genau. Nach der russischen Revolution bis Anfang der dreißiger Jahre war die sozialistische Bewegung von Kalifornien bis Tokio für fast alle Menschen, die ein bißchen Verstand hatten, wenn wir mal vom Finanzkapital und vom Monopolkapital absehen, eine sozialistische Weltbewegung. Sie ist abgebaut worden durch Tiefpunkte wie den deutsch-sowjetischen Pakt von 1939. Er ist ein Wendepunkt in der Geschichte. Er hat dazu geführt, daß die gesamte antifaschistische Bewegung auseinanderfiel, zu der ja nicht nur Kommunisten, sondern auch Christen, Liberale und Sozialdemokraten zählten, die wir dummerweise auch noch zeitweise als Sozialfaschisten bezeichnet haben, und uns auch noch wunderten, daß sie nicht bereit waren, mit uns Einheitsfront zu machen. Der Hitler-Stalin-Pakt hat zu einem völligen Bruch mit den antifaschistischen Exilanten einerseits, aber auch mit den antifaschistischen Widerstandskämpfern in allen Ländern selbst geführt. Wenn man von Fehlentwicklungen und Fehlern bis an die Grenze von Verbrechen spricht, dann steht an erster Stelle dieser Pakt. Wir haben das immer verlogen dargestellt, wir haben immer so getan, als wäre das ein Glück für die Sowjetunion gewesen. Ich meine, es war das größte Unglück für die Sowjetunion."

Die Repressalien, die in der Sowjetunion Mitte der 30er Jahre gegen die „besten Köpfe der sowjetischen Revolution" begannen, sieht Walter Janka in engem Zusammenhang mit diesem Pakt.

Für ihn waren sie die Voraussetzung für dessen Zustandekommen. „Die besten Köpfe der sowjetischen Revolution und die besten Leute der Sowjetarmee wurden auf die schändlichste Weise verleumdet, beschuldigt, verurteilt und umgebracht. Sie waren niemals Agenten oder Trotzkisten gewesen, sondern Menschen, die dieser Bewegung auf Hitler zu im Wege standen. Wenn ich zum Beispiel – ich sollte das ja wiederholt tun – in die Sowjetunion gegangen wäre, hätte man auch mich liquidiert. Denn mit mir war alles zu machen, nur eins nicht: daß ich mit Hitler gehe. Deshalb bin ich der Meinung: Jede andere Lösung wäre besser gewesen als ein Pakt mit Hitlerdeutschland. Das wird immer bei uns verschwiegen."

Und Janka erinnert daran, daß es zusätzlich zum sogenannten Nichtangriffspakt den Freundschaftspakt mit Hitler gab. Er forderte unter den deutschen Kommunisten viele Tote, denn in der Zeit vor dem Überfall auf die Sowjetunion wurde der Widerstandskampf auf Sparflamme in Deutschland gedreht, und viele Opfer waren ein Geschenk an die Gestapo. „Historiker", sagte Janka, „können das mit Namen und Adresse belegen. In der westlichen Welt gibt es schon genügend Literatur über diese Thematik. Leider aber ist das so: Wenn im Westen Historiker sich mit unserer Geschichte befassen, stimmen die Fakten fast immer. Nur die Schlußfolgerungen, das was unterm Strich bleibt, artet oft in reinen Antikommunismus aus. Ich glaube, es ist an der Zeit, daß unsere Historiker diese Dinge öffentlich machen, damit endlich Grundlagen geschaffen werden, um unsere Vergangenheit richtig beurteilen zu können. Ohne Kenntnis der Vergangenheit kann man sich auch in der Zukunft nicht zurechtfinden."

Wenn Walter Janka darüber spricht, was ihm Hoffnung gab, erwähnt er immer seine Frau. „Als ich in Bautzen in der Einzelzelle saß, habe ich an meine Frau gedacht, der ich sehr viel verdanke. In der Regel zerbrechen die Familien in solchen Situationen. Bedenkenlos distanzieren sich entweder die Frauen von ihren Männern oder umgekehrt und bilden sich noch ein, damit besonderes Staatsbewußtsein zu beweisen. Dabei ahnen sie gar nicht, wie tief sie die Betroffenen damit verletzen. Das ist mir erspart geblieben."

Als Walter Janka aus Mexiko zurückkehrte, hatten er und die anderen Exilanten die Absicht, eine antifaschistisch-demokratische Ordnung aufzubauen, obwohl sie wußten, daß 90 Prozent des deutschen Volkes „Heil Hitler" gebrüllt hatte. Dann spricht Walter Janka über sein Metier, die kulturelle Entwicklung. „Sie berechtigte in den ersten zehn Jahren nach 1945 durchaus zu den größten Hoffnungen. Wir waren besser als die Bundesrepublik. Wir haben in der DEFA die besseren Filme gemacht. Wir haben die Literaturproduktion in einem schnellen Tempo entwickelt, weil wir das ja mit einer staatlichen Rückendeckung machen konnten. Die hatten sie drüben nicht. Im westlichen Deutschland war auch die Vergangenheitsbewältigung viel schwieriger und langwieriger. Aber was wir an Vorteilen hatten, wie die Schulreform, ist leider dann durch die kritiklose Übernahme von Theorien aus der Sowjetunion, so die Shdanowsche Theorie vom sozialistischen Realismus, abgebaut worden. Das führte zu einer Verwirrung, so daß die guten Anfänge zum Teil sogar umgeschlagen sind. Nicht zufällig hat Bertolt Brecht, als er in der DDR lebte, vorwiegend Theater gemacht, seine alten Sachen etwas verbessert, ab und an mal einen Essay geschrieben.

Auch die DDR-Romane von Anna Seghers, die ich als Schriftstellerin ja immer geachtet habe, sind die schwächsten, die sie je schrieb.

Nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 gab es in allen sozialistischen Ländern und in der DDR

Walter Janka,
Leiter des Aufbau-Verlages

Unser Leben ist in vieler Hinsicht reicher geworden an Konflikten und, soweit wir die Zukunft voraussehen können, werden die menschlichen Konflikte vielfältiger. Deshalb erwarten wir von unseren Schriftstellern und Künstlern Werke, die den Reichtum echter Konflikte aufnehmen und auf die gesetzmäßige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wirken lassen. Ich halte es demzufolge auch für unerläßlich, daß unsere Dichter und Schriftsteller selbst die bisherige Entwicklung des literarischen Schaffens in Deutschland kritisch beurteilen. Selbstverständlich kommt man nicht umhin, auch über die Form zu streiten. Dieser Streit sollte jedoch nicht im formalen Meinungsstreit steckenbleiben, sondern dazu beitragen, das literarische Schaffen in Form und Inhalt zu vertiefen und zu verbreitern.

Fotos: Paszkowiak (3), Fiebig (1), Privat (1)

Walter Janka und seine Frau, November 1989. Im August 1955, gut ein Jahr vor seiner Verhaftung, veröffentlichte FREIE WELT Jankas Erwartungen an die Schriftsteller.

Walter Janka:

Das Grundübel ist der Stalinismus

WELT EXKLUSIV

ganz besonders eine offene, konstruktive, positive, kritische Haltung, eine Aufbruchstimmung, vor allem der Intellektuellen. Dann kamen die Ereignisse in Ungarn, die man bei uns fälschlich als Konterrevolution bezeichnete. Die Wahrheit ist: Es war eine Rebellion des Volkes gegen die Repressalien unter Rakosci, dem damaligen Vorsitzenden der Ungarischen Kommunistischen Partei. So wurden auch aus Georg Lukacs und anderen Schriftstellern Konterrevolutionäre gemacht. Und die Konterrevolution, behauptete man sofort, strahle auch auf die DDR aus.

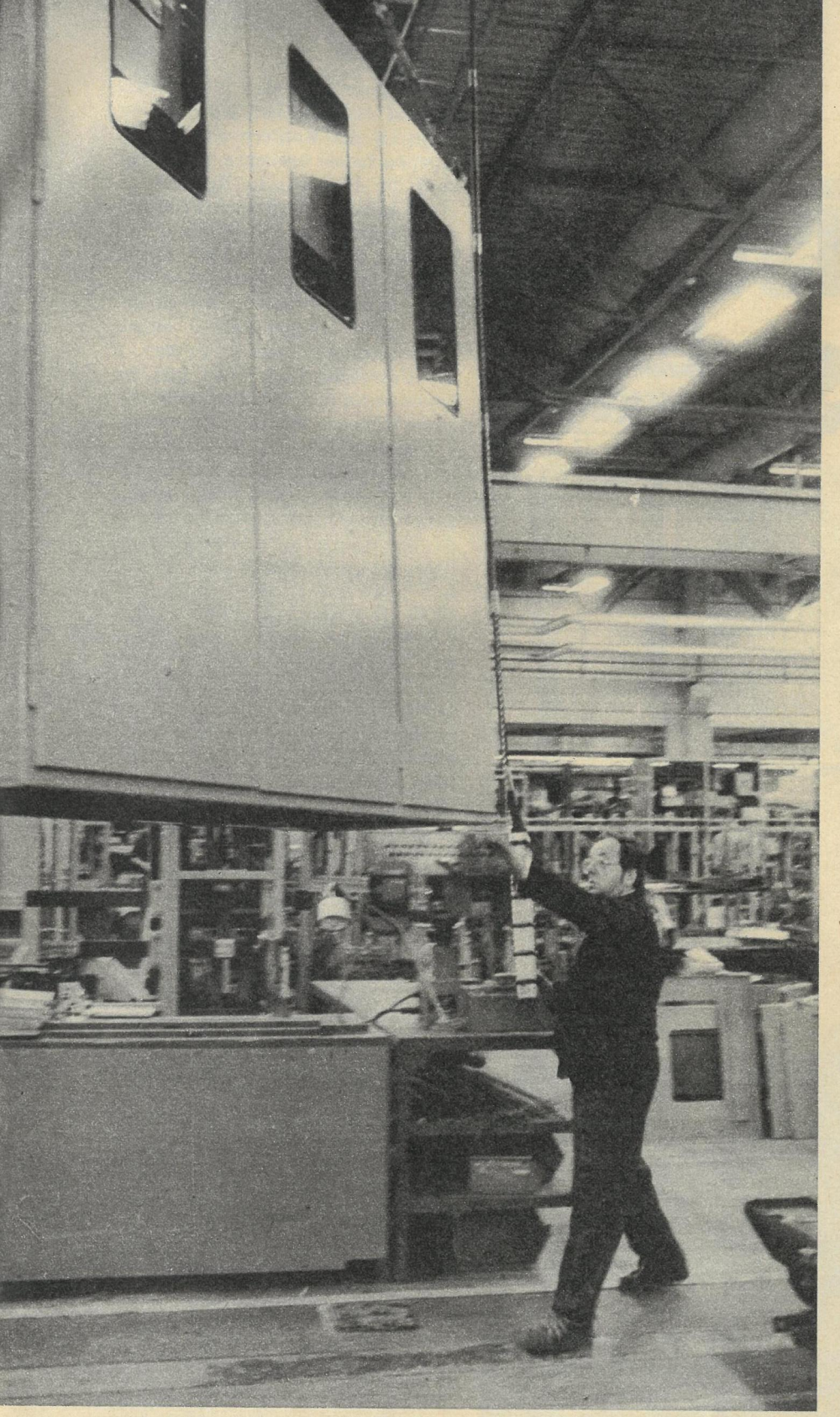
Der Aufbau-Verlag war in diesen Jahren eine Art Forum, wo unsere Schriftsteller und Mitarbeiter zusammenkamen. Wenn Lukacs kam, gab's im Aufbau-Verlag ein Forum, ebenso, wenn Bloch kam oder jemand aus der Sowjetunion oder aus der Bundesrepublik.

Wir haben nicht hinter verschlossenen Türen diskutiert, sondern offen. Was wir da versucht haben, ist auch an anderen Orten der DDR geschehen. Der Aufbau-Verlag ist deshalb nur so in den Mittelpunkt gerückt worden, weil Ulbricht ein Zentrum der Konterrevolution im eigenen Lande brauchte. Hinterher sind die Prozesse in Rostock, in Halle gelaufen. Da vier Professoren, da drei Rechtsanwälte, da ein Dutzend Studenten und in Leipzig die Loests und Schröders. Die Prozesse haben nur einen Zweck gehabt, die Intellektuellen einzuschüchtern, damit sie schweigen.

Im Unterschied zu 1956 gibt es heute kaum noch Intellektuelle, die keine kritische Haltung einnehmen – einschließlich der ‚Wendehälse'. Die Intellektuellen haben heute einen Konsens mit den Volksmassen gefunden. Ohne diesen Konsens mit den Arbeitern und den anderen Schichten, glaube ich, daß es bei uns jetzt ausgegangen wäre wie 1956. Der ‚Himmlische Frieden' war schon für uns vorbereitet. Nur mit einem Unterschied: Es hätte eine Katastrophe gegeben, weil die DDR ein Teil Deutschlands ist und nicht mit Peking vergleichbar. Ich glaube nicht, daß man den Frieden hätte retten können, wenn hier ein Blutbad angerichtet worden wäre. Meiner Meinung nach hat das Michail Gorbatschow verhindert."

Schließlich spricht der Kommunist Janka, selbst Opfer des Stalinismus, über seine Beziehung zur Sowjetunion. „Mein Verhältnis zur Sowjetunion war zu allen Zeiten und trotz allem ungebrochen. Obwohl wir schon vor dem Krieg vieles wußten, was uns weiß Gott nicht gefallen konnte, zum Beispiel über die Schauprozesse in Moskau. Meine Frau erfuhr davon mehr als ich. Sie lebte ja viele Jahre in Paris, kannte Michail Kolzow und dessen Frau Maria Osten. Ich war in Spanien befreundet mit sowjetischen Offizieren. Sie sind alle nach ihrer Rückkehr umgebracht worden, weil sie sich nicht auf eine Koalition mit Hitler einschwören ließen. Wir wußten zum Teil, daß dort schlimme Sachen im Gange sind. Aber außer der Sowjetunion gab es letztendlich keine ernstzunehmende Kraft, um mit der Hitlerbarbarei fertig zu werden. Wir haben uns für die Sowjetunion entschieden, weil es keine andere wirkliche moralische und materielle Kraft gab, auf die man Hoffnung setzen konnte. Deshalb stimmt es einfach nicht, daß ich irgendwann einmal ein Sowjetfeind gewesen sein soll, wie in der Anklageschrift gegen mich stand. Das sind Behauptungen des damaligen Generalstaatsanwalts Melsheimer, der nachweislich ein Freund des Nazi-Oberrichters Freisler war. Ausgerechnet eine solche Kanaille wie Melsheimer haben sie zum Ankläger gemacht gegen Lukacz, Merker, mich und viele andere. Mit diesem schändlichen Kapitel werde ich mich ausführlicher befassen, wenn ich nächstes Jahr meine Erinnerungen herausgebe."

Foto: Ulrich Burchert

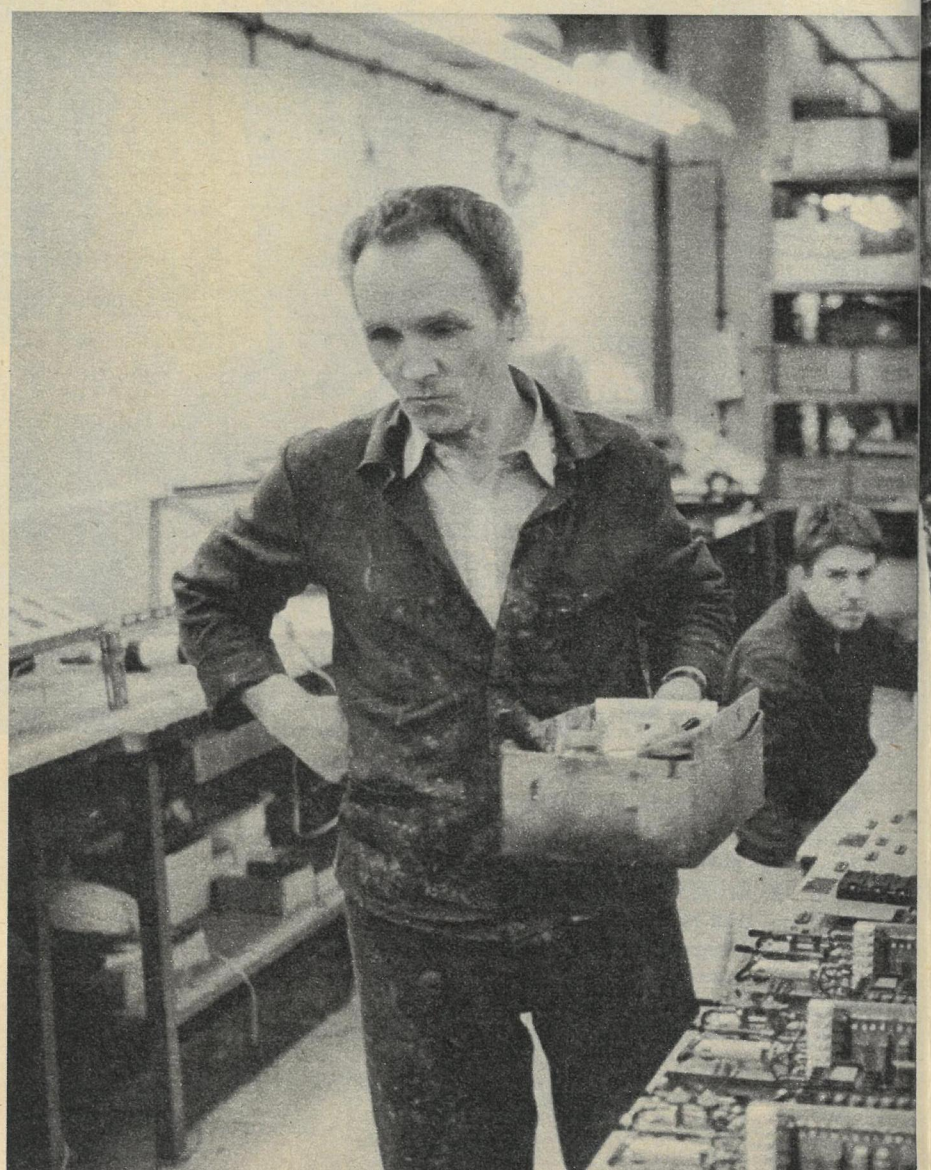


Halbfertige Schaltschränke als Stapelware

Pausengespräch im Gleichrichterbau

Verarscht – und wie nun weiter?

Für Sekunden sehen wir uns schweigend an. Freie Welt? „Oh, Gott, früher habe ich mir die Presse vom Leibe gehalten. Rief die Betriebsleitung an, sagte ich: ‚Schickt sie her! Aber ich werde nur die Wahrheit sagen!‘ Da ist nie einer gekommen.“ Gregor Bloch, Meister von 28 Elektromonteuren im VEB Elektroprojekt und Anlagenbau, schien sichtlich überrascht. Wir waren ohne Anmeldung in seine Abteilung geschneit. Hier werden Schaltschränke für U-, S-Bahn und die Straßenbahn montiert. Auch für den Nahverkehr in der ČSSR, der Republik Ungarn oder der VR Bulgarien. Schnell war unser Anliegen erklärt. Wirtschaftsreform. Bei diesem Thema rauscht es im Blätterwald, reden sich Politiker und Wissenschaftler die Köpfe heiß. Nur die, die es betrifft, die Produktionsarbeiter, machen sich rar. Sie reden weniger und arbeiten dafür. Aber machen sie sich Gedanken um die Wirtschaft und um das, was auf sie zukommt? Wenig später saßen uns Axel Schumacher, Ralf Rothe und Stephan Kulla gegenüber. Wir merkten bald: Die Probleme unterscheiden sich nicht von denen anderer Betriebe. Und sind nicht erst seit gestern bekannt und auch nicht in der Produktion zu klären. Aber es war deutlich zu spüren, neben der Arbeit würde die Abteilung nicht nachlassen, die Mängel zur Sprache zu bringen und die Verantwortlichen in die Pflicht zu nehmen. Das merkten auch wir. Mehr als früher üblich befragte man uns Journalisten nach unserer Vergangenheit und unserem Wollen. Und das mehr als kritisch. Schlechte Erfahrungen wirken eben länger nach.



Wie erfahrt ihr etwas über die Situation im Betrieb?

St. Kulla: Der Kombinatsdirektor veranstaltet monatlich eine „Information der Werktätigen“. Aber scheinbar wird noch nach überholten Kennziffern abgerechnet.

A. Schumacher: Diese Information wird aber nun öffentlich gemacht. Finde ich gut. Früher kam nur ein ausgewählter Kreis zusammen, Vertrauensleute etwa.

R. Rothe: Und die haben die Fakten nie vollständig weitergegeben.

A. Sch.: Nun erfahren wir Probleme und Ergebnisse aus erster Hand, werden nicht mehr, auf Deutsch gesagt, verarscht.

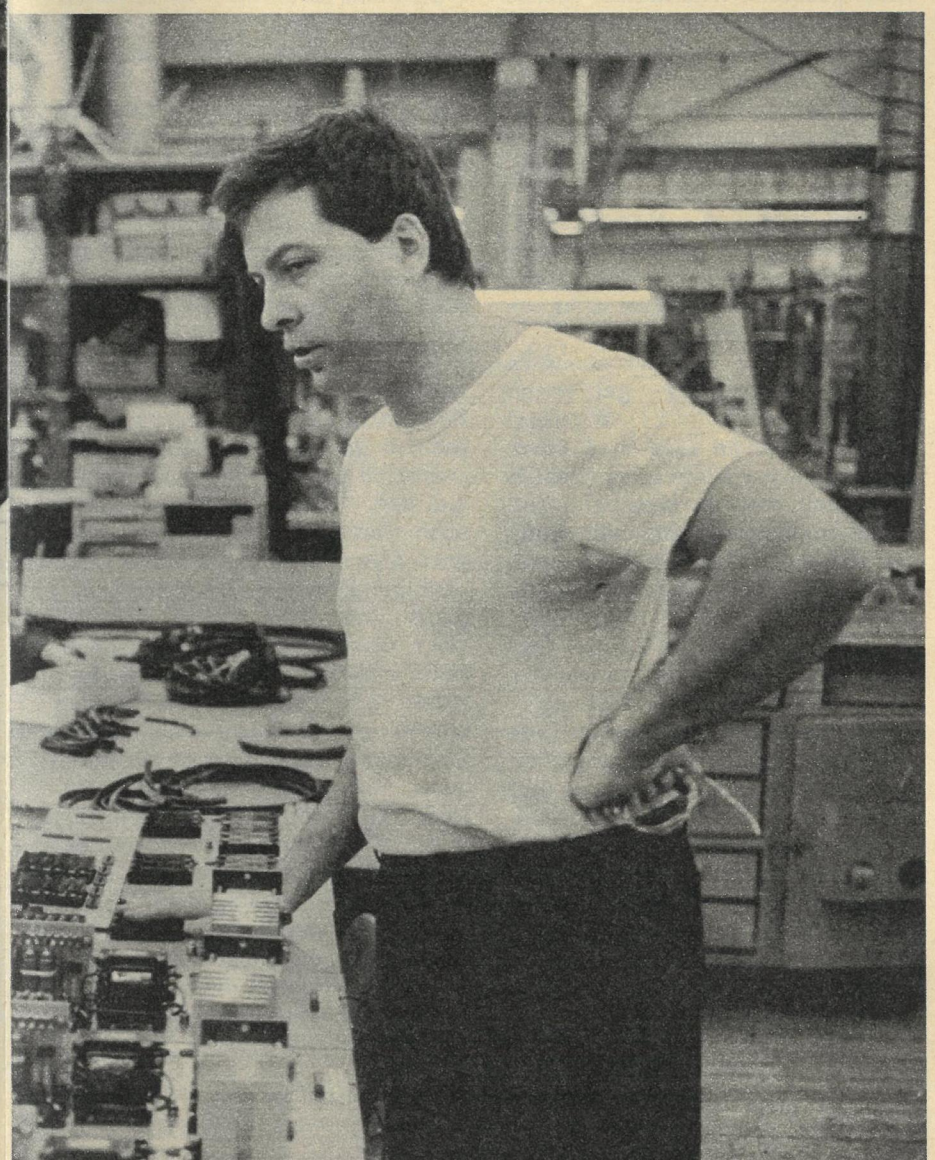
St. K.: Mir fehlten noch Zahlen, alles war unkonkret. Es hieß nur: effektiver, besser, qualitätsgerechter arbeiten, mehr Leistung bringen. Aber wie? Da fehlten Konzepte.

A. Sch.: Die man von uns nicht erwarten kann. Dafür werden ganz andere Leute bezahlt.

Warum seid ihr an Informationen interessiert?

St. K.: Die Wirtschaftssituation kann ich bestenfalls von meiner Abteilung aus beurteilen. Das andere kann ich nicht wissen.

A. Sch.: Wenn ich von unseren Problemen auf andere schließe, müßte ich die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Ich will wissen, wie mein Betrieb dasteht. Offiziell. Letztendlich sind wir Leistungslöhner und wollen für ordentliches Geld auch ordentliche Leistung machen können.



Ich will wissen, wie mein Betrieb dasteht

St. K.: Bloß wie die Leistung erhöhen, wenn wir den halben Monat ohne Material rumsitzen? Erst ist gar nichts da, dann kommt alles auf einmal. Und dann soll es gestern fertig sein. Die Kombinatsleitung spricht von erfüllten Plänen. Aber bei uns in der Halle stauen sich die halbfertigen Schränke, weil die primitivsten Teile fehlen. Schrauben, Unterlegscheiben, Draht. Das geht für mich nicht zusammen.

R. R.: Schlimm ist auch die Verschwendung von Geldern. Nicht nur, daß die Kollegen mit dem Privatauto durch die DDR fahren, um Teile zu besorgen. Der Betrieb hat kaum Sprit. Unsere Schaltschränke gehen durch ein Prüffeld. Am Monatsende, wenn das Material kommt, müssen die Kollegen dort Sonderschichten fahren. Auch am Wochenende. Wird natürlich besonders vergütet.

A. Sch.: Ich bin ja für das Leistungsprinzip. Und die Norm ist auch eng ausgelegt. Aber Hudeleien werden von vornherein einkalkuliert und durch die Norm abgedeckt. Wenn Material da ist, sich die Leistung erhöht, muß sicher auch die Norm anders sein.

R. R.: Werden wir denn heute an einer Normerfüllung interessiert? Für Planübererfüllung zahlt der Betrieb ab einer bestimmten Höhe nur soviel je Prozent, daß am Monatsende höchstens zehn Mark mehr rauskommen.

A. Sch.: Wenn ich unser Improvisieren hier manchmal sehe, sage ich zum Spaß: Die Leute von der Stasi, was die an Organisationstalent aufbringen, um ihren Überwachungsjob zu machen. Wenn sie ihr Können in die Volkswirtschaft einbringen würden, das wäre eine unheimliche Reserve.

St. K.: Und wenn man einige leitende Leute reden hört. Ich glaube, es haben noch nicht alle begriffen, daß sich etwas ändern soll.

A. Sch.: Es ist schon gut, daß wir auch durch die Zeitung jetzt mehr Informationen erhalten. Aber es nützt nicht viel, wenn man nur alles ausspricht. Schließlich muß sich auch etwas verändern. Was wir dann auch im Betrieb und hier in der Abteilung spüren. Die Arbeit ist schließlich das A und O.

Lars Keil (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Immer wieder warten auf Kleinteile, das schlaucht

FREIE WELT — Serie 4

Ein ganzes Jahr die Hürden-Queen

Von Heinz Birkemeyer

Die Birkemeyers. Heinz (Jahrgang 1922) war vor vier Jahrzehnten unser bester und populärster Sprinter, danach Trainer mit spät erworbenem Sportlehrerdiplom. Gisela (Jahrgang 1931) hieß einmal Köhler, wurde unter diesem und dann unter dem Namen Birkemeyer eine Weltgröße der Leichtathletik. Sie lief als Sprinterin wie als Hürdenläuferin zehn Welt-, dreizehn Europa- und zwei olympische Rekorde. Sie war zweifache olympische Medaillengewinnerin, bei 78 Einsätzen in 22 Länderkämpfen sage und schreibe 64mal Siegerin, 40fache DDR-Meisterin, inklusive Fünfkampf, 47fache DDR-Rekordhalterin und zweimal „DDR-Sportlerin des Jahres". Vom Hürdensprint zunächst keine blasse Ahnung, gelangte das sportlich und seit 32 Jahren auch als Eheleute verbundene Paar vornehmlich in dieser Disziplin zu Weltruf – e r als international hoch im Kurs stehender Trainer, s i e als eine der besten und vielseitigsten Leichtathletinnen ihrer Zeit. Was Heinz Birkemeyer bewog, für FREIE WELT einmal in seinen Erinnerungen zu kramen.

Nach den für uns sieglosen Europameisterschaften von Stockholm '58 wich ich keinen Schritt von meiner Auffassung ab, daß natürlich auch Silber- und Bronzemedaillen ohne überragende sportliche Leistungen nicht zu haben sind und du in der Stunde, da es drauf ankommt, auch jenes Quentchen Glück haben mußt, ohne das es manchmal ebenfalls nicht geht. Ich stimme mit der in den siebziger Jahren scheinbar unschlagbaren Speerwerferin Ruth Fuchs überein, die einmal auf die Bemerkung, sie gewinne doch sowieso, geantwortet hat: „Keiner gewinnt sowieso." Wenn niemand anders als stets eben nur dieser eine gewänne, wäre der Sport sogar für den Erfolgsgewohnten selbst ganz schön langweilig.

Freilich gibt es Niederlagen, die besonders weh tun und den meisten, auch wenn sie noch so gut sind, gleichermaßen nicht erspart bleiben. Ohne mir ein X für ein U vorzumachen, hatte ich nüchtern darüber nachzudenken, warum wohl Gisela im 80-m-Hürdensprint von Stockholm hinter Galina Bystrowa und Zenta Kopp-Gastl „nur" Dritte geworden war. Obwohl wir beide sehr gut wußten, daß mit der bisherigen Hürdentechnik – wie auf Schleichwegen – die Gefahr eines Stillstands heraufzog, müssen wir uns auf dem Weg durchs Neuland irgendwie verlaufen haben.

Tatsache war, daß es im „Hürdenwald" mittlerweile zu eng zuging, also der Abstand von der einen zur anderen Hürde zu einer Art Zwangsjacke wurde. Hatte Gisela zu Beginn ihrer Laufbahn Schwierigkeiten, die Hürde „gemessenen Schrittes" überhaupt zu erreichen, so kam sie jetzt mit erheblich verbesserter Grundschnelligkeit zu nahe an sie heran. Wir standen, um den Terminus technicus zu bemühen, mit der sehr empfindlichen und auch im kleinsten Detail stark auf die Leistung wirkenden Koordination an der Hürde etwas auf Kriegsfuß.

Das war jedoch nicht ausschließlich Giselas persönliches Technikproblem, sondern ein generelles. Als statistischer Beleg dafür konnte damals gelten, daß sich eines Tages ein halbes Dutzend Läuferinnen den Weltrekord von 10,6 s teilen mußten, mittenmang Gisela, die schließlich und endlich als erste 10,5-s-Weltrekordlerin diese Massenansammlung auflöste und damit der Stagnation ein Ende setzte. Damit aus dem Schneider gekommen war die ganze Sache dennoch nicht: Als auch bei 10,5 s ein Sextett die oberste Etage der Weltbestenliste bezog, grassierte erneut die Platzangst.

Jedenfalls hatte ich auf dem Weg nach Stockholm bei der Suche nach einer für Gisela probaten Lösung ihres auch von augenscheinlicher Leistungsstagnation gekennzeichneten Problems nicht die richtige gefunden. Wir machten uns sofort daran, den Schaden – wenn's überhaupt einer war – mittels eines neuen Programms zu reparieren. Zu jener Zeit wurde übrigens bereits laut über die Einführung einer 100-m-Strecke mit verlängerten Hürdenabständen nachgedacht. Das geschah sowohl in der internationalen Frauenkommission, wo ich mit der Rückendeckung durch Fanny Blankers-Koen beharrlich für eine solche Veränderung eintrat, wie auch am Rande eines Trainerkongresses in Athen, auf dem ich Anfang 1959 in den Vorstand des soeben gegründeten europäischen Leichtathletiklehrer-Verbandes gewählt worden war. Pionierarbeit in der Praxis leistete Karin Balzer, die für die 100-m-Strecke geboren gewesen sein muß und sich Ende der 60er Jahre als erste „neue" Weltrekordlerin eintrug.

Apropos 1959. Das war für Gisela ein Jahr, in dem sie sich in eine Art „Form ihres Lebens" zu steigern begann. Ein Jahr, in dem sie in mehr als 140 Rennen Niederlagen an einer Hand abzählen konnte. Vor allem ein Jahr mit Rekorden, die es statistisch zwar nicht gibt, aber noch heute, immerhin drei Jahrzehnte danach, allen Maßstäben standhalten. Das Fazit aus elf Monaten waren 379 Trainingseinheiten. Bei außerdem 54 Wettkampftagen hieß das: Gisela trainierte vorwiegend zweimal täglich. 47mal wettkampfmäßiger Hürdensprint und 47 Siege! Gisela widerstand auch der stärksten Konkurrenz, zum Beispiel beim Snamenski-Memorial in Moskau, wo sie die gesamte und wegen ihres bevorstehenden Länderkampfes gegen die USA hundertprozentig motivierte sowjetische Elite hinter sich ließ.

Auch beendete sie in jenem Jahr die Stagnation bei den seit 1956 zu Buche stehenden 10,8 s, lief einmal 10,6, dreimal 10,7 und 21mal unter 11 Sekunden. Die 10,6 s wären zu dieser Zeit Weltrekord gewesen, wenn... Obwohl Windstille herrschte, fehlte der vom Reglement gebotene Windmesser ebenso wie die notwendige dritte Stoppuhr, wenngleich die beiden amtierenden Zeitnehmer 10,6 s eingestoppt hatten, so daß die zum Mittelwert gewordene dritte Zeit sowieso ohne Belang gewesen wäre. Derlei Nachlässigkeiten von Veranstaltern haben oft zu großen Enttäuschungen bei Athleten geführt. Man mußte ein dickes Fell haben, um in solchen Momenten nicht aus der Haut zu fahren.

Anders geartet war der ebenfalls ohne Anerkennung gebliebene Weltrekord von 10,5 s. Während der Ostseewoche 1960 in Rostock war Gisela vor allem auch deshalb so schnell, weil sie eine neue und junge und sehr ernstzunehmende Rivalin neben sich hatte: Karin Richert, die später unter dem Namen Balzer Furore machte. Aber mit einem Hauch mehr als 2,0 m/s Ostseebrise in Giselas Rücken war der Schiebewind stärker als zulässig.

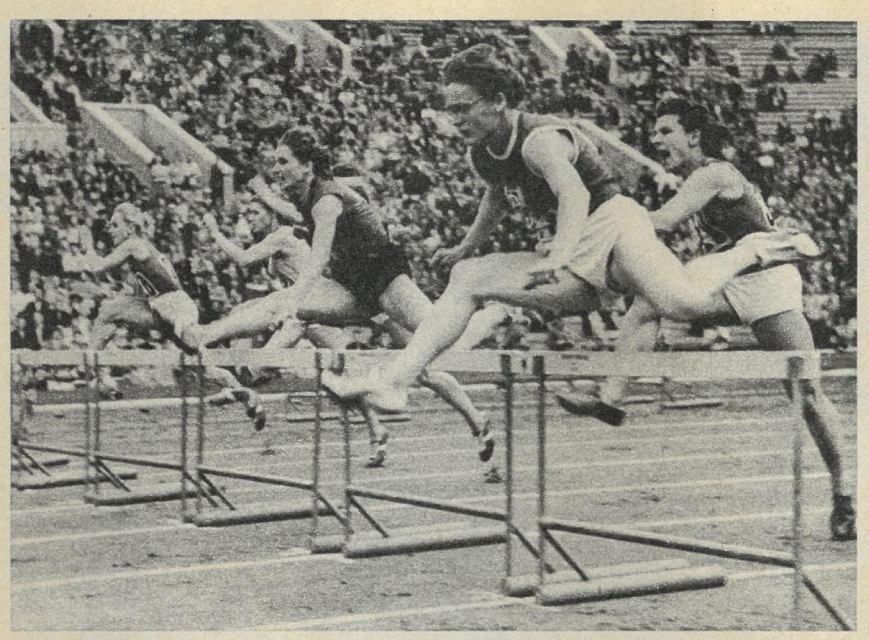
Die Glücksfee kam vierzehn Tage später vorbei. Es folgten zwei Paukenschläge, die Gisela erneut und erst recht als eine der weltbesten Hürdensprinterinnen ihrer Zeit auswiesen. Nachdem sie mit 10,6 s den Weltrekord eingestellt hatte, setzte sie sich kurz darauf bei den DDR-Meisterschaften in Leipzig als erste Hürdlerin der Welt auf den 10,5-s-Thron. Es war ein dramatisches, hartes und hochklassiges Rennen, erneut mitgestaltet von Karin Richert. Da Gisela dabei ihren zehnten Start während dieser Titelkämpfe absolvierte und 50 Minuten vorher bereits die 200 m gewonnen hatte, war es an der Zeit, daß ich vor meiner Schülerin und Ehefrau den Hut zog. Sie war, das kann ich bei aller Bescheidenheit sagen, eine der wettkampfhärtesten und präsentesten Sportlerinnen, die wir je hatten.

Als ich besagten Hut zog und über Gisela ein Loblied sang, befanden wir uns auf einer, wie sich später herausstellte, beschwerlichen Wanderung, an deren Zielpunkt die 1960er Olympiastadt Rom lag. Wieder „gesamtdeutsch". Knallharte, erbarmungslose Ausscheidungen nach US-amerikanischem Muster: entweder in diesem Moment oder nie! Teil 1 am Sonnabend in Hannover, Teil 2 am Sonntag in Erfurt. Nur die Minutenform war „in". Ein Modus sportlicher Unsinnigkeit, ein Hasardspiel mit der Form vieler Athleten hüben wie drüben, die sich mit teilweise Weltklasseleistungen für einen Start in Rom längst empfohlen hatten.

Zuerst Hannover. Drei Auftritte für Gisela: Zweimal über 100 m und in der Staffel. Für das Einzelrennen qualifizierte sie sich, doch die Staffel – ohne Christa Stubnick – unterlag um einen knappen Meter dem BRD-Quartett, das dann in Rom Silber erkämpfte. Nach spätem Wettkampfende schaffte es sogar ein „Tatra" nicht, unsere Doppelstarterinnen halbwegs „zeitgemäß" in Erfurt abzuliefern, wo sich Gisela erst lange nach Mitternacht zur Ruhe begab.

Unausgeschlafen bestritt sie die nächsten Ausscheidungen: Zweimal 80 m Hürden und zweimal 200 m! Von Zenta Kopp-Gastl und der späteren Olympiazweiten Jutta Heine nicht zu bezwingen, egalisierte Gisela in ihrem siebten Rennen dieser martialischen Ausscheidungsmühle mit 23,4 s gar noch den 200-m-Europarekord ihrer sowjetischen Freundin Maria Itkina. W i e sie dies alles bewerkstelligte, war ein unübersehbarer Fingerzeig auf ihre Superform gerade in diesen Tagen. Gleichwohl stellte ich mir die Frage: Ist solche, auf den Punkt gebrachte Fitneß noch weitere drei Wochen zu halten? Denn erst dann sollte der „richtige Drachen" steigen: Olympia in Rom.

Über diesen relativ langen Zeitraum hinweg die Form zu konservieren oder sie nach erneutem kurzzeitigen Aufbau wieder olympiareif zu machen, wurde für uns beide bei aller Gewissenhaftigkeit im Vorgehen nicht mehr machbar. Wir hatten uns erfolgversprechende trainingsmethodische Mustermodelle erarbeitet, doch wenn – wie eben durch das Drum und Dran jener unsinnigen Ausscheidungen – vor allem die psychische Frische nicht mehr hundertprozentig über die Zeit gerettet oder neu



Snamenski-Memorial 1959 in Moskau. Gisela (vorn) schlägt die komplette UdSSR-Elite mit Galina Bystrowa (Mitte) vornweg.

Herbstlicher Spaziergang am Orankesee. Die Birkemeyers mit Enkelin Janine, dem Töchterchen von Tochter Petra.

aktiviert werden kann, sind solche Denk- und Praxismodelle sehr anfällig. Für einen olympischen Sieg, der dich als Allerbesten der Welt ausweist, ist nötig, daß a l l e s da ist, was du dazu brauchst.

In der Erkenntnis, daß es um Giselas „Form ihres Lebens" nicht mehr so gut bestellt war wie in den vielen Monaten zuvor, wurde ich von ihr angenehm überrascht, als sie im Hürdensprint hinter Irina Press und der Engländerin Carole Quinton dennoch die Bronzemedaille gewann und dabei ein paar andere Stars hinter sich ließ. Es war wieder einmal der nie versiegende, bewußte Kampfgeist, der sie oft befähigte, scheinbar Unmögliches möglich zu machen. Gleichwohl stimmte ich in den Chor vieler ein, daß Gisela es weltweit und jahrelang verdient hatte, auf dem obersten Treppchen zu stehen und nicht „nur" mit anderen Medaillen beweisen zu müssen, daß sie ein Siegertyp großen Ausmaßes war.

Das Jahr nach Rom wurde für Gisela zuallererst ein Jahr der Bedenkzeit. In ihrem 30. Lebensjahr bestritt sie ihr zehntes Wettkampfjahr. Was nun? War es Zeit zu gehen? Sollte sie die Spikes an den berühmten Nagel hängen, um der Gefahr zu entgehen, mit fortschreitendem Alter das Höchstmaß an Leistung gegen Mittelmaß eintauschen zu müssen? Ich war für den Nagel, ließ mich jedoch davon überzeugen, daß wir mit einem solchen „familien-historischen" Entschluß noch ein Weilchen warten sollten. So ging alles seinen gewohnten Gang: Birkemeyer mit Birkemeyer, beide im gemeinsamen Training mit der Weitspringerin Hildrun Claus (später Laufer), die mir mit einer olympischen Bronzemedaille und zwei Weltrekorden soviel Freude bereitet hat.

Daß Gisela noch längst keine Ruheständlerin war, hat sie mir fortan oft bewiesen. Sie wurde nicht nur noch ein neuntes Mal in Folge DDR-Meisterin, sondern sie konnte eines Tages auch die Rechnung aufmachen, daß sie seit ihrer Titel-Premiere 1953 im eigenen Land nie mehr verlor. Nach einer operativ behandelten Knieverletzung jäh gestoppt und nur mehr als „Geradeaus"-Läuferin geeignet, befähigte sie sich am Ende ihrer Laufbahn noch einmal zu einem Rekord, den nun schon 25 Jahre innezuhaben sie vor wenigen Wochen allemal hätte begießen können: Gisela errang 40 DDR-Meistertitel, ihren letzten bei ihrem letzten Auftritt 1964 in Berlin, als sie mit ihren „Dynamos" die 4 × 200-m-Staffel gewann.

Als ihr Trainer „auf Lebenszeit" und auch außer Dienst schon jahrzehntelang an ihrer Seite, fällt es mir schwer zu sagen, wo Giselas Leistung und Verdienst in unserer bewegten und erfolgreichen Leichtathletik-Geschichte eingeordnet werden könnte. Weil ich sie nie verhätschelte und sie die gleichen Rechte und Pflichten hatte wie alle meine anderen Schützlinge auch, könnte ich guten Gewissens für eine Beurteilung ihrer Person folgende Stichpunkte aufschreiben:

Gisela war ein sportlicher Dauerbrenner, der sich alles hart erarbeiten mußte und nie von ihrem Talent lebte, das sie im Grunde gar nicht hatte. Als langjähriger Kapitän einer sieggewohnten DDR-Nationalmannschaft erwarb sie sich hohe Achtung nicht nur durch ihre beispielgebende Leistung, sondern auch wegen ihrer Hilfsbereitschaft, Konsequenz, Resolutheit und der liebenswert kessen Art, mit den Menschen an ihrer Seite umzugehen und ihnen Freund zu sein. Sie flößte den anderen Respekt ein, wenn sie als Kapitän eine Entscheidung zu treffen hatte, machte auf der anderen Seite auch jeden Schabernack mit, den sie oft genug selbst anzettelte. Sie konnte, wenn es nötig war, reden wie ein Buch, blieb keine Antwort schuldig und trug – vor allem, wenn sie sich für andere einzusetzen hatte – ihr Herz auf der Zunge.

In ihren Handlungen und mit ihrer Haltung hat sie zu jeder Zeit und jedermann gegenüber glaubhaft gemacht, daß ihr der Sport alles abverlangte, er somit auch maßgeblich an der Erkenntnis beteiligt war, daß im Leben ohne Arbeit und Hingabe für eine Sache nichts läuft und du Lebensfreude, Lebenserfahrung und Lebensreife nur erwirbst, wenn du dich tummelst und nicht erst wartest, bis dir jemand sagt: Nun mach doch mal! Es war Gisela nie gegeben, so zu tun, als sei sie die Größte. Der Ehrgeiz zu siegen war bei ihr zu keiner Zeit identisch mit der Sucht nach Erfolg oder gar dem Neid gegenüber dem Sieg des anderen, wer das auch immer gewesen sein mag. Weil ich in dieser Hinsicht genauso dachte wie sie, hat es mich tief berührt, als sie mir einmal gestand: „Wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, würde ich eines mit amtlicher Sicherheit wieder genauso machen – dich als Trainer suchen und finden."

Sie hat auch einmal geäußert, mit Würde zu verlieren sei eine Kunst, die erlernt zu haben man sich freut, wenn die Siegeshoffnungen mal nicht in Erfüllung gehen, was bei jedem früher oder später der Fall ist. Aus all diesen Maximen schöpfte Gisela auch die Fähigkeit, später als Trainerin Kinder und Jugendliche zu entwickeln, die bei Spartakiaden Gold- und andere Medaillen errangen. Das theoretische und pädagogische Rüstzeug hatte sie sich im DHfK-Fachschul-Fernstudium erworben, in dem sie mit Einsen glänzte, eine „mit Auszeichnung" benotete Abschlußarbeit schrieb und mit der Ehrennadel der Hochschule dekoriert wurde.

★

Es war einmal ein Ehepaar. Dank seiner flinken Beine hat es ein intensives, ruheloses und beglückendes Stück seines Lebens gelebt. Jetzt wird es auf andere Weise in Trab gehalten – als Eltern zweier erwachsener Kinder namens Uwe und Petra, erst recht nun auch als Großeltern. Als Pensionäre, die einen Terminkalender führen, weil sie immer zur Stelle sein wollen und nicht nein sagen können, wenn sie in ihrem Hohenschönhausener Kiez gebraucht werden. Wenn's soweit ist, werden wir, die Birkemeyers, unseren Enkeln sagen: Ihr braucht uns nicht alles nachzumachen, aber merkt euch, daß sich Glück und Zufriedenheit zuallererst einstellen, wenn ihr euch sputet. W i r waren immer in Trab!

– ENDE –

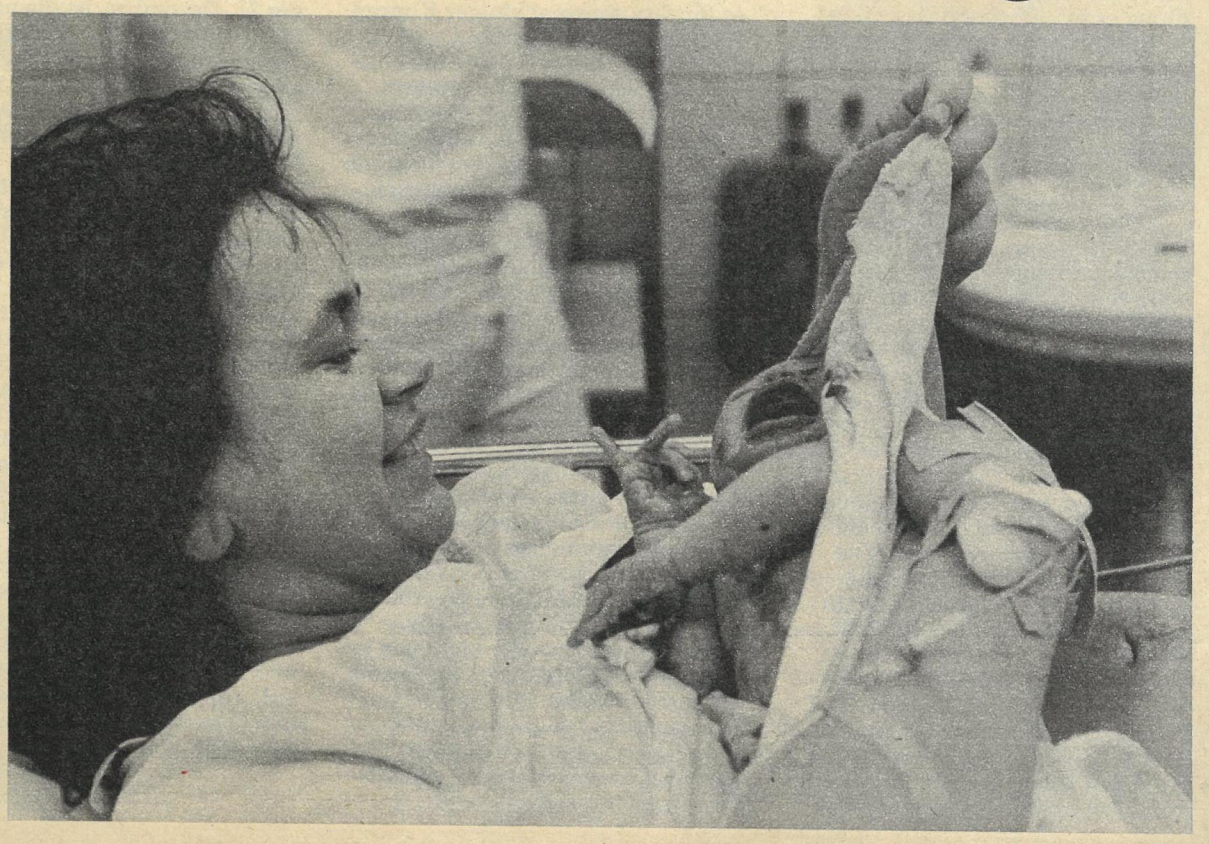
Fotos: Volker Hohlfeld, Archiv

Helmut Kalinowski, Eichwalde, Fotozirkel Wildau

Joachim Liebe,
Potsdam,
Fotoclub Potsdam

Beziehungen

Ingo Wawra,
Potsdam,
Fotoclub Potsdam



Fotoaktion WIR

Unter dem Motto „Subjektiv durchs Objektiv" startete die Redaktion die große FREIE-WELT-Fotoaktion in Heft 12/1989. Uns erreichten 156 Einsendungen von Fotoclubs mit etwa 3000 Farb- und Schwarzweißaufnahmen, die Motive aus dem Alltag unserer Republik zeigen. In den letzten Heften druckten wir auf 32 Seiten jene Bilder aus unserem Leben. Heute setzen wir die Foto-Folge auf den Mittelseiten fort.

e Preisträger unseres Wettbe- bs der Foto- os veröffent- lichen wir im Heft 26.

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der vierzigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Manfred Wekwerth

Im Dezember wird er sechzig, der Intendant des „Berliner Ensembles", Theater- und Filmregisseur, Präsident der Akademie der Künste, Mitglied des Zentralkomitees der SED. Viele Funktionen, sind sie eine Fülle von Macht? Nein, sagt er, viel mehr eine Fülle an Arbeit, die gemacht werden muß. Auf dem großen, runden Holztisch, das dominierende Möbel in seinem Intendantenzimmer, liegt auch eine neue Ausgabe des „Sputnik". Er hat immer da gelegen, weil er das widersinnige Verbot ignorierte und dies den Verbietern mitteilte. Wekwerth besitzt Witz, er beherrscht die Kunst, seine Gedanken beim Sprechen zu finden und zu formulieren, verbindet Freundlichkeit mit Disziplin, das schafft Nähe wie Distanz. Er liebt die Mathematik, Formeln findet er spannend, sie machen Spaß. Alle Naturwissenschaften interessieren ihn, fast wäre er deswegen ein Lehrer auf Lebenszeit geworden. Weil er aber noch lieber Geschichten erzählt und sich damals dabei einer Laienspielgruppe „bediente", bestrafte ihn die Schulbehörde mit der Versetzung in eine vom heimatlichen Köthen zwölf Kilometer entfernt gelegene kleindörfliche Einklassenschule, nur mit dem Rad erreichbar. Aber er hatte Brechts „Die Gewehre der Frau Carrar" schon einstudiert und die Einladung, es im „Berliner Ensemble" vorzuführen, bekommen. Der Talenteschnüffler Brecht behielt ihn gleich da.

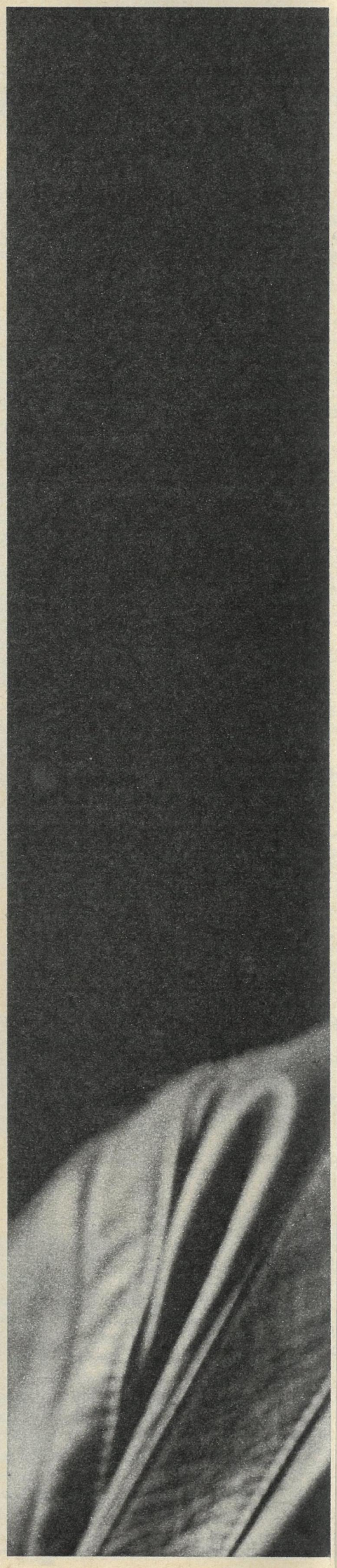
Die Jahre seiner Zusammenarbeit mit dem Dichter, Dramatiker, Theatermann haben ihn beeinflußt, geprägt in Ansichten, in künstlerischen Grundsätzen und Methoden, politisches, poetisches Theater zu machen, dessen Grundzug die kritische Haltung ist. Seine Lust an der Last, stets auf dem laufenden gesellschaftliche Zusammenhänge zu erkennen, das Vergnügen an der Entdeckung und der Veränderbarkeit der Welt zu vermitteln, ist nie erlahmt. Einen der schönsten Sätze Brechts nannte Wekwerth einmal den, daß es vornehmste Aufgabe der Kunst sei, den Lebenswillen der Menschen durch Genuß zu stärken. Nicht durch den schönen Schein, sondern durch die Wahrheit, die Schönheit der Realität, zu der auch die Meisterung von Schwierigkeiten gehört. Das für ihn Schlimmste sei, sagte er 1983, die Abnahme des Kreativen und des Schöpferischen dadurch, daß man den Alltag einfach hinnimmt. Es führe zu einem Alltagsverhalten, zu Alltagsbewußtsein, das enthistorisierend, verflachend wirkt und schließlich in Gleichgültigkeit und Pessimismus ende.

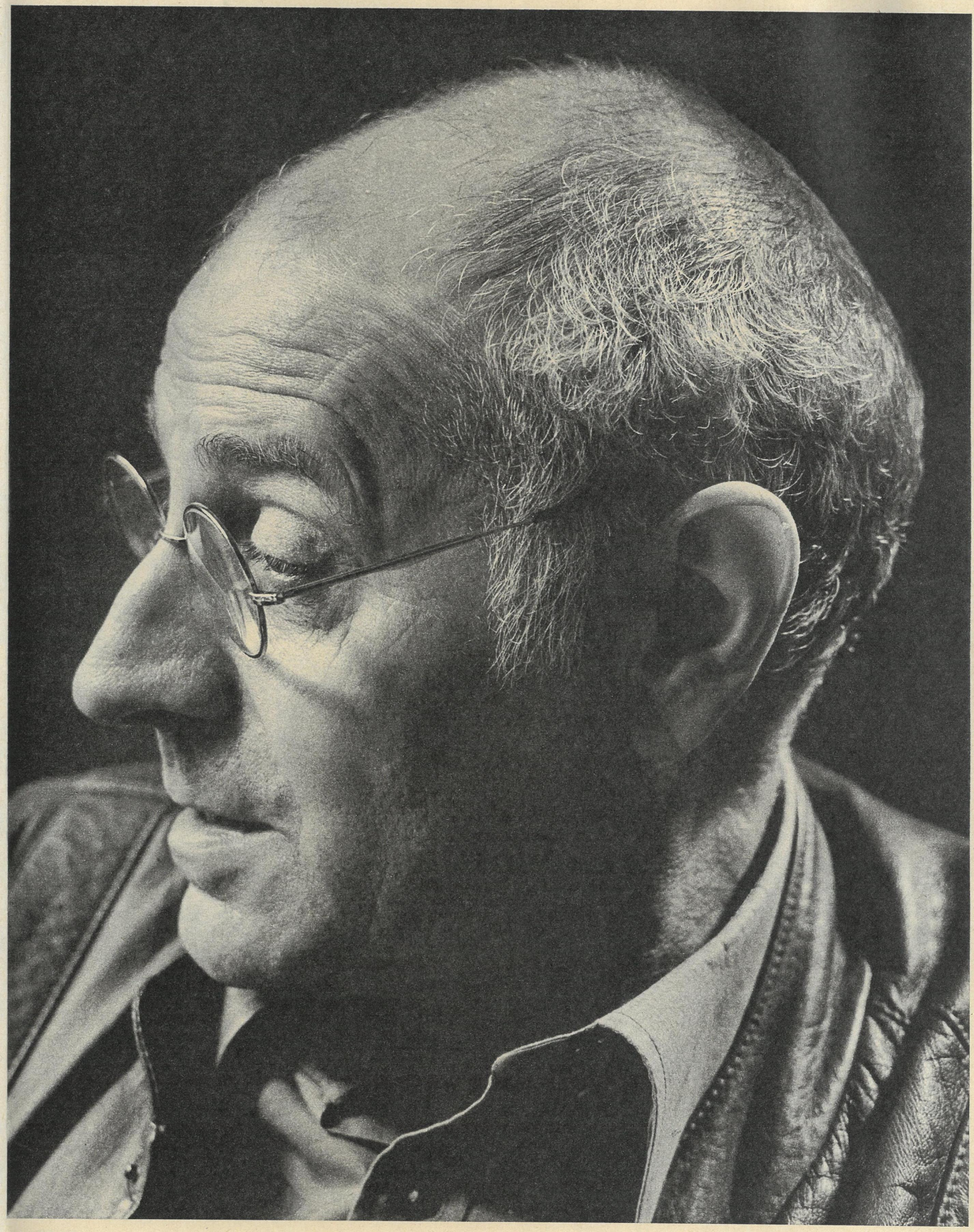
Mit Wekwerths Namen sind indes große Inszenierungen verbunden, die in die Theatergeschichte der DDR eingingen. „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui", „Die Tage der Commune", Shakespeares „Coriolan" und „Richard III.", Wischnewskis „Optimistische Tragödie", Baierls „Frau Flinz"... Bedeutende Regiearbeiten in Wien, Zürich und London brachten ihm internationalen Ruf, Gastspiele des BE in ganz Europa und kürzlich auch in Israel, wirkten für Ausstrahlung poetischer und politischer Vernunft. Man sollte ruhig einmal daran erinnern, meint er, daß, bevor der DDR-Sport erfolgreich die internationale Arena betrat, Berliner Bühnen in vielen europäischen Städten als Boten des neuen Staates erfolgreich um dessen Anerkennung kämpften und daß heute an der Weltspitze auch unsere Dramatiker, Romanciers, Komponisten, Bildhauer und andere stehen...

Nachlesbar in Reden, Interviews, Anmerkungen, daß Wekwerth selbstbewußte, offene Worte nicht gescheut hat, obwohl sie oft ungehört verhallt sind und manches Formulierte als Verschlußsache verschwand. In diesen Jahren war es für den Amtsnachfolger Konrad Wolfs kein Leichtes, das Ansehen der Akademie der Künste international zu wahren, zu vergrößern, sie zu öffnen auch nach innen als Forum für den Disput, um Befindlichkeiten zu artikulieren, nicht nur kulturpolitisch, sondern politisch. Im Gefühl schmerzlicher Einsamkeit – nämlich verlassen von einer sprachlosen Partei und konfrontiert mit verlogenen Medien, sagt er, und solches Kollektivurteil müssen wir uns nun gefallen lassen – verfolgt von den bitteren Bildern dieses bösen Sommers 1989, verbrachten er und seine Frau, die Schauspielerin Renate Richter, den Urlaub in ihrem abgelegenen Blockhaus in Wensickendorf. „Wir machten lange Waldspaziergänge, entdeckten Schönheiten der märkischen Landschaft neu, und ich las wieder Kleists ‚Michael Kohlhaas' und war beunruhigter als zuvor." Wekwerth aber wollte nicht wie jener mit dem Kopf durch die Wand, Wekwerth wollte, als das „Berliner Ensemble" im September die neue, nunmehr 41. Spielzeit begann, mit der Wahrheit vor seine Schauspieler treten. Seine Rede sollte ein Ende der kollektiven Sprachlosigkeit signalisieren, und er hielt sie lange vor der offiziell verkündeten Wende. Ich vermute, heißt es darin, unser Plan, mit einem „Repertoire Politischen Theaters" zu eröffnen, hat an dringender Aktualität gewonnen. Die fünf Stücke (sie alle hatten zu ihrer Zeit in ihrem Land Schwierigkeiten, öffentlich zu werden), Heiner Müllers „Germania, Tod in Berlin", Brechts „Untergang des Egoisten Fatzer", Volker Brauns „Lenins Tod", Nikolai Erdmans „Der Selbstmörder" und Michail Schatrows „Blaue Pferde auf rotem Gras" enthalten viel an Analyse auch unserer Zeit, an kritischem Nachdenken, an möglichen Vorschlägen. Politisches Theater ist heute vor allem eine Haltung, die trotz oder wegen entstandener Schwierigkeiten – ohne Verzicht auf nur ein einziges Theatermittel, von der Farce bis zur Tragödie – davon ausgeht, daß die Welt veränderbar ist. Und zwar durch die Menschen. Durch uns. Dabei schätzt Wekwerth die streitbare, kollektive Arbeit, Gleichgesinnte an seiner Seite, die sich für eine Sache verzehren, ohne in sie verbohrt zu sein, also produktive Reibung produzieren. Jetzt hat er den couragierten Christoph Schroth, bisher Gast aus Schwerin, als Oberspielleiter ins BE geholt. Eines ihrer nächsten Vorhaben, absichtsvoll am 21. Dezember, ist die von Berliner Theaterleuten und Schriftstellern getragene literarische Veranstaltung zum Stalinismus. Sie heißt „Erinnerung – das Recht auf Gedächtnis", und das Fernsehen der DDR will sie übertragen.

„In der mir noch verbleibenden Zeit..." könnte ich mir vorstellen, daß auch mal ein Maler, Musiker, Bildhauer oder Dichter den Stuhl des Akademiepräsidenten besetzt, denn „lebenslänglich" ist zu lang. Er möchte wieder mehr im Film, am Theater arbeiten, sich Wünsche erfüllen. Einer, das Drama von zerbrochenen, gewaltsam zerbrochenen Idealen unter dem Jubel der Betroffenen, den „Prinz von Homburg" auf die Bühne zu bringen. Ein anderer, das Buch „Die Ernennung" – er spricht da von einem Epocheroman – des sowjetischen Dichters Alexander Bek in einer dramatischen Fassung zu inszenieren. Pläne, Hoffnungen hat er viele, und als Genosse nicht zuletzt die auf „eine Renaissance eines humanen, freundlichen, viel Freude bereitenden Marxismus."

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Foto)





Alle reden von reisen, wir auch! In der Kantine der Berliner Volksbühne treffe ich mich mit dem Schauspieler Günther Junghans und frage ihn nach seinen Eindrücken. Ich meine das Gastspiel in jenen Oktobertagen, da er und sein Theater zum ersten Mal während eines DDR-Kulturfestivals in der Sowjetunion in zwei Städten auftraten. Sprechen wir weniger über Moskau, mehr von Smolensk; wie es vorher verabredet war, wollte er sich Notizen machen. Doch weil heute kein Gespräch mehr so geht wie früher, fängt er sympathisch unkonventionell ganz anders an.

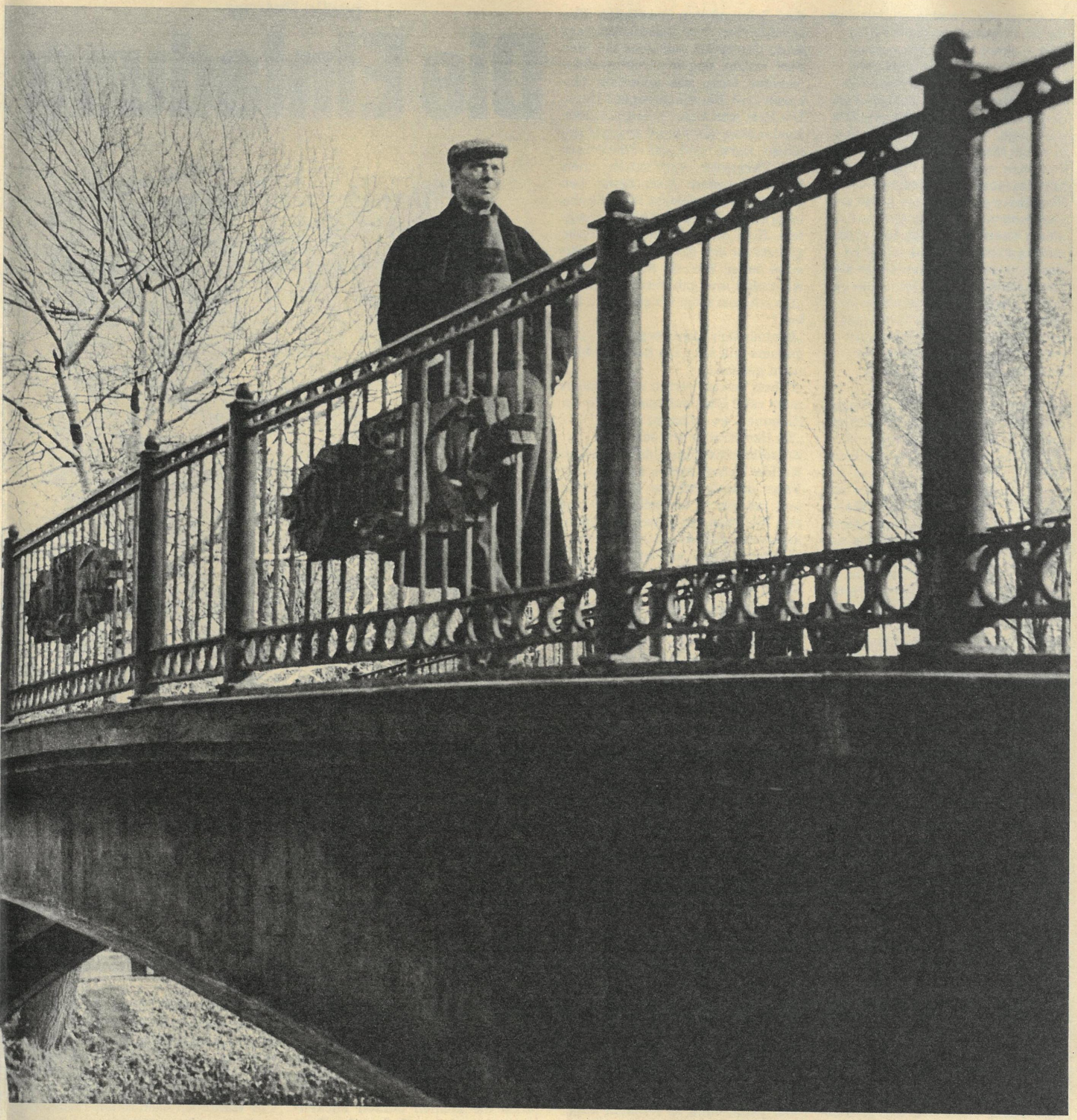
Moskau habe ihn erschüttert, eine Stadt, die wie im Fieber scheine, von Emotionen geschüttelt, leider auch schmutzig geworden und rüpelhaft zu sich selbst. Allen widrigen Umständen zum Trotz haben wir unsere Arbeit so gut gemacht, wie es sich für Profis gehört, sagt er. Sehr bedauerten er und die Kollegen, daß das Ereignis dann doch nicht stattfand, Gorbatschow und seine Frau hatten sich nämlich zur Vorstellung von Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau“ angesagt, Raissa stand schon im Foyer. Sie fuhr wieder fort, als ihr Mann sich wegen einer wichtigen Sitzung im Parlament entschuldigen mußte. Gorbatschow, hörte man, gehe gern, ganz ohne Protokollzwang, ins Theater. Unser Intendant hat ihn in die Volksbühne eingeladen, wenn er nach Berlin kommen sollte.

Zurück jetzt und nach Smolensk, in eine der ältesten westrussischen Städte. Sie war im Krieg heiß umkämpft und ist heute eine der Heldenstädte der Sowjetunion. In dem Buch ihrer Geschichte, ein Abschiedsgeschenk sowjetischer Kollegen, zu lesen, hatte er noch keine Zeit. Sie waren dort jetzt das erste fremdsprachige Schauspielerensemble am Dramatischen Theater nach 1945. Ein schönes ehrwürdiges Haus, innen etwas monumental. Traditionell war nur der Empfang mit Brot und Salz. Busrundfahrt und ein kurzer Bummel zu Fuß, nur flüchtige Eindrücke, aber erfreulichere, die Stadt sieht nicht nur sauber aus, sie konnte auch viel von ihrer harmonischen Idylle bewahren. Bei allen Schwierigkeiten in der Versorgung. Perestroika hat, erfuhren sie immer wieder, in den materiellen Lebensbedingungen noch nicht gegriffen – Theaterleute verdienen übrigens weiterhin wenig –, die Veränderungen finden vorerst auf politisch-ideologischem Feld statt. Kein Theater-Zensor verhindert mehr die Aufführung von Stücken, keine Scheu gibt es mehr vor der Geschichte. Man fuhr die Gäste aus der DDR absichtlich zur Gedenkstätte nach Katyn, wo Tausende polnische Offiziere im Krieg erschossen wurden. Von Hitler, von Stalin? Die sowjetische Untersuchungskommission arbeitet noch. Bedrückend, erschreckend, wie immer das Ergebnis ausfallen wird.

Hauptmanns selten gespieltes Stück „Schluck und Jau“ – in der Regie Siegfried Höchsts und Gerd Hofs, vor Jahren in Berlin enthusiastisch gefeiert – traf nun auch in Smolensk den Nerv des Publikums. Die Posse, 1899 geschrieben, behandelt das alte Thema von vertauschter Identität. Jau, der arme schlesische Schlucker, wird per Laune feudaler Herren zum Fürsten für einen Tag installiert, und er funktioniert – als Despot. Sein ebenso armer Freund Schluck läßt sich schinden, scheint's ihm doch Vorteil zu bringen. Die Geschichte, eine Warnung: vor brutaler Manipulation von Menschen, vor dem Mißbrauch der Macht zur Entwürdigung und Demütigung Unterlegener.

„Schluck“ gespielt von Jürgen Rothert (l.) und „Jau“ verkörpert von Günther Junghans, erfolgreich auch in Smolensk

Szenenapplaus, Bravos, obwohl es keine Simultananlage gab. Eine Dolmetscherin in der Loge improvisierte perfekt, indem sie vor jedem Akt und zwischendurch die „befördernden Sätze“ übersetzte. Dazu muß man wissen, daß früher an diesem Theater Hauptmanns Werke viel gespielt wurden, sie gerieten in den vergangenen Jahrzehnten aus dem Blick. Befriedigend trotz dieses Erfolges und fast ausverkaufter Vorstellungen findet Junghans – obwohl international im Schwange – Gastspielprogramme dieser offiziellen Form nicht. Sie kosten viel Kraft, aber die kurze Zeit reicht nicht aus, um einander



Sehr persönlich aus Smolensk...

wirklich kennenzulernen, auch Vertrauen zu fassen, so suchten die Smolensker Kollegen mit uns leider kein echtes, politisches Gespräch. Ein Stichwort, das uns wieder nach Hause bringt. Günther Junghans, Jahrgang 41, ist seit 1958 Mitglied der SED, und er wird sich aus nichts raushalten. Als Genosse, sagt er, möchte ich, daß jetzt bei uns der echte Streit beginnt.

Ursula Weil (Text)
Volkmar Billeb, Adelheid Beyer (Fotos)

Iwailo Petrow

Die Einladung

Illustration: Peter Muzeniek

An einem verschneiten, stürmischen Dezemberabend des Jahres 1965 wird in einem nahezu verwaisten Dorf eine Wolfsjagd veranstaltet. Der bulgarische Erzähler Iwailo Petrow konfrontiert in seinem bei Volk und Welt erschienenen Roman „Die Wolfsjagd" die sechs Hauptakteure in einem Moment miteinander, da ihre alten, nur scheinbar von der Zeit begrabenen Feindschaften und Rivalitäten aus aktuellem Anlaß erneut aufbrechen. In den kunstvoll zu einem Ganzen komponierten, spannungsgeladenen fünf Abschnitten des Romans werden dem Leser die Lebensläufe von Menschen nahegebracht, deren Psyche durch die Zufälle ihres individuellen Schicksals gebrochen ist, werden die Motive verdeutlicht, die zum tragischen Ausgang der Wolfsjagd führen.

In den ersten Oktobertagen spannte Nikolin das Kabriolett an, um nach Rawna zu fahren und zu Ilko Kralew zu ziehen. Er hatte das Allernotwendigste von seinem Besitz aufgeladen – zwei Koffer mit Kleidung und Wäsche, eine kleine Kiste mit Küchengerät und Lebensmitteln, obendrauf einen Käfig mit einem Dutzend Hühnern. Die nahm er für Ilko mit, der ganz allein lebte, ohne jeglichen Besitz, und seine Krankheit erforderte kräftige Nahrung.

Nikolin kannte ihn schon lange und hielt ihn für den einzigen Menschen nach Dewetakow, mit dem er leben konnte. Er glaubte, Ilko gleiche Dewetakow dem Charakter nach, ja selbst äußerlich, und das Leben bei ihm werde wie eine Fortsetzung seines bisherigen Lebens sein. Wie Dewetakow konnte Ilko nicht ohne Bücher sein. Mag er sie lesen, ich werde mich um den Haushalt kümmern, für ihn kochen und ihn pflegen, bis er gesund ist, dachte er. Gleich morgen fahre ich noch einmal aufs Gut, um das restliche Geflügel zu holen, das Schweinchen und was an Lebensmitteln noch da ist. Und das Geld, das ich habe, wird für uns beide noch lange reichen.

Während er solche Pläne für sein künftiges Leben schmiedete, gelangte er, ohne es zu merken, ans erste Haus des Dorfes und wäre vorbeigefahren, hätte man nicht seinen Namen gerufen: „Nikolin, warum fährst du so bei uns vorbei?"

Am Hoftor stand das blonde Mädchen, das er vor zwei Jahren auf jene mißglückte Hochzeit mit der unglückseligen Braut begleitet hatte. Er hatte lange an diese Hochzeit gedacht und damit zugleich an das blonde Mädchen. Im Laufe der Zeit war die Erinnerung in seinem Gedächtnis verblaßt, doch als er sie jetzt am Hoftor stehen sah, fiel ihm sofort ihr Name wie auch die ungewöhnliche Begegnung mit ihrem Vater, Großvater Mazko, ein. Alles war genauso wie vor zwei Jahren – das morsche Hoftor mit dem auf den Seitenpfosten gestülpten Flaschenkürbis, der Misthaufen am Ende des Hofes, auf dem sich der Esel wälzte, das in Kreisen abgefressene Gras, das zwischen Gebüsch und Bäume geduckte Haus. Die Zeit war auch dieselbe, später Nachmittag, die Sonne brannte genauso stark, und der Flechtzaun aus Dorngeäst warf schon einen blauen Schatten. Auch Mona war dieselbe. Sie musterte ihn wie damals mit leicht zur Schulter geneigtem Kopf und lächelte, ihr Haar glänzte in der Sonne wie ein Büschel reifer Weizen. Sie kam zum Kabriolett und gab ihm die Hand.

„Du scheinst mich vergessen zu haben?"

„Ich hab dich nicht vergessen", entgegnete Nikolin. „Ich hab dich bloß nicht gesehn."

„Fährst an uns vorbei und kommst nicht rein! Hast aufgeladen wie ein Zigeuner, wo willst du hin?"

„Zu Ilko Kralew will ich..."

Er wollte hinzufügen, daß er zu Ilko Kralew ziehen werde, aber wie ihr Vater damals öffnete sie das Tor und lud ihn so freundlich ein, für ein Weilchen zu ihnen hineinzukommen, daß er nicht ablehnen konnte. Ohne es auszuschirren band er das Pferd an denselben Baum wie damals, und Mona forderte ihn auf, sich auf den dreibeinigen Hocker beim selben Rosenstrauch im Gärtchen vor dem Haus zu setzen. Sie redete und benahm sich ganz ungezwungen, und das gab ihm das Gefühl, sie hier in diesem Blumengärtchen nicht vor zwei Jahren, sondern vor zwei Tagen kennengelernt zu haben. Das schiefgehängte Tor knarrte, und Großvater Mazko betrat den Hof. Er betrachtete das Kabriolett von allen Seiten und rief: „Aber diese Kutsche ist doch wohl von den Dewetakows! Ach, und Nikolin besucht uns auch! Wo hast du denn gesteckt, Junge? So lange nicht an uns zu denken! Wir haben gehört, daß Dewetakow tot ist, sei ihm die Erde leicht, und haben uns, Mona und ich, gefragt, was mag wohl aus Nikolin geworden sein? Und da ist er jetzt gesund und munter!" Großvater Mazko brachte sich schier um vor Freundlichkeit und war außer sich vor Freude, als hätte er seinen besten Freund erblickt. „Aber warum sitzt ihr hier, warum geht ihr nicht ins Haus? Bitte den Gast hinein, Mona." „Hab ich schon, er will nicht; sagt, er hätte es eilig." „Wo willst du denn um diese Zeit so eilig hin? Es wird ja schon dunkel." Nikolin stand auf, aber Großvater Mazko legte ihm die Hand auf die Schulter. „Kannst dich immer noch beeilen, Junge, bist doch zu keinem Sterbenden unterwegs. Setz dich für ein Weilchen zu einem kleinen Schwatz, dann hab's meinetwegen wieder eilig! Also!"

Nikolin war große Räume gewöhnt, und das Zimmer kam ihm wie ein Kästchen vor, die Deckenbalken hingen knapp über seinem Kopf wie die Rippen eines Skeletts, durch das Fensterchen sickerte das Licht des Sonnenuntergangs wie durch ein Stallfenster. Alles war sauber und aufgeräumt, aber dürftig und ärmlich. Ein viereckiger kleiner Tisch, auf dem eine abgeschabte, harte, rotgeblümte Wachstuchdecke lag, drei Holzstühle, ein kleiner Ofen mit schiefem Rohr, in der Ecke eine Holzpritsche, darüber ein Wandteppich, zusammengenäht aus den quadratischen Stückchen eines schwarzen Wollstoffs, auf den mit rotem und grünem Garn Kreuzchen und Blümchen gestickt waren, wie sie früher auch seine Mutter gestickt hatte. Auch die kleinen bunten Flickenteppiche auf dem Boden, der Kupferkessel mit dem zerbeulten Aluminiumschöpfer, die Petroleumlampe mit dem runden, fliegendreckgesprenkelten Spiegelchen erinnerten ihn an den ärmlichen, alten, abgenutzten Hausrat in seinem Elternhaus.

„Du kommst aus herrschaftlichen Verhältnissen, bist's schön gewöhnt, wirst doch nicht zuviel von uns erwarten und dich nicht ekeln", sagte Großvater Mazko, als hätte er seine Gedanken erraten. „Wenn nur das Herz weit ist, sage ich immer, alles andere findet sich."

„So ist es", entgegnete Nikolin. „Hauptsache, man ist gesund, was braucht der Mensch mehr."

Mona ging durch ein schmales Türchen in die Speisekammer und brachte von dort Brot, Weißkäse, ein fleischloses Kartoffelgericht und schließlich auch eine Korbflasche mit Wein.

„Er ist noch wild", sagte Großvater Mazko und schenkte in kleine angeschlagene Gläser ein, die von wer weiß wann übriggeblieben waren. „Der Schwager hat ihn mir neulich zum Probieren gegeben."

Der Wein roch nach reifen Trauben und schmeckte süß und säuerlich. Schon nach den ersten Schlucken konnte Großvater Mazko seine Neugier nicht bezähmen und begann, wie das so üblich ist, ihn bis ins kleinste auszufragen, wie es ihm in der Zeit, die sie sich nicht gesehen hatten, ergangen war und wie er es weiterhin halten wolle.

Nikolin war es nicht unangenehm, daß der Alte ihn so eingehend ausfragte, denn er spürte in seiner Neugier die Anteilnahme, nach der er sich sehnte. Er erzählte von De-

wetakows Tod, von den Diebstählen auf dem Gut und von Ilko Kralew, zu dem er gerade ziehen wollte.

„Das überleg dir, Junge!“ sagte Großvater Mazko. „Du wirst doch nicht mit zwei Kranken unter einem Dach leben wollen! Der eine ist schwindsüchtig, dem andern fault das Gesicht weg, wenn du nicht die Schwindsucht kriegst, wirst du von ihrem bloßen Anblick krank. Sag du's ihm auch, Mona!“

„Auf mich wird er gerade hören“, antwortete Mona. „Er ist ein Mann, laß ihn selbst entscheiden. Ilko ist von zu Hause weg, um seine Angehörigen nicht anzustecken, und andere gehen von selbst zu ihm, um sich die Tuberkulose zu holen.“

Nikolin wußte nicht, was er sagen sollte. Die Ratschläge des alten Mannes waren aufrichtig und gut gemeint. Andererseits war Ilko der einzige Mensch, bei dem er ein Unterkommen finden konnte. Sonst hätte er gleich jetzt aufs Gut zurückkehren, sich erneut zur Einsamkeit verdammen und nachts mit Gespenstern und Dieben kämpfen müssen. Lieber bei dem Kranken sterben, als so, von der Welt verstoßen, zu leben.

„Bist ein braver Kerl, Nikolintscho. Als ich dich das erstemal sah, habe ich gleich gemerkt, was du für ein Mensch bist“, sagte Großvater Mazko, und ein feines Lächeln legte ein Netz von Fältchen über sein Gesicht. „Ich frage mich nur, warum du dir in den Kopf gesetzt hast, dein Leben an Ilko zu verschenken. Diese verdammte Schwindsucht hat eine Menge Leute im Dorf dahingerafft, die kennt keine Nachsicht. Wenn du nicht weißt, wohin, bleib bei uns. Also! Bleib ein paar Tage, überleg dir's, und dann entscheide dich, renn nicht blindlings aufs Geratewohl irgendwohin. Willst du dein Leben lang mit Kranken und Toten zu tun haben? Wenn's dir bei uns gefällt, bleib, solange du willst. Wir jagen dich nicht fort, und hungern wirst du auch nicht. Das ist...“

„Vater, komm, geh schlafen!“ sagte Mona und nahm ihm das Glas aus der Hand.

Und es geschah genau dasselbe wie bei seinem ersten Besuch. Der alte Mann ging, wie behext von den Worten seiner Tochter, zu der Pritsche und zog sich aus. Er ließ Pelzmütze, Wattejacke und Schuhe auf den Boden fallen und kroch mit den Hosen ins Bett. Gleich darauf ertönte unter der Decke ein gleichmäßiges Brummeln. Mona schien sich über die Worte ihres Vaters zu ärgern, vielleicht schämte sie sich auch, und Nikolin stand abermals auf, um zu gehen.

„Bleib noch ein Weilchen, wir können ja noch ein bißchen miteinander plaudern“, sagte sie und schaute zum Bett hinüber. „Er schläft, sowie er den Kopf aufs Kissen legt. Wo willst du um diese Zeit noch hin, draußen ist es schon finster. Ich sehe, daß dich etwas bedrückt, die Einsamkeit quält dich, hast keinen Menschen. Warum genierst du dich vor uns?“

„Ja, ich genier mich“, gestand Nikolin. „Bin's nicht gewöhnt, woanders zu sein, wenn's finster wird.“

„Als ob alles andere nicht schon genügt, jetzt machst du dir auch darüber noch Gedanken. Lieber Himmel, es gibt also Leute, die sich selbst vor uns noch genieren!“

Ein zartes, feines Lächeln erhellte Monas Gesicht und streichelte gleichsam seine Seele. In diesem Lächeln lag weder Mischonas lasterhafte Neckischkeit noch die latente Verachtung der Generalin. Die eine, die ihr Leben aus Leichtsinn vertan hatte, vertrieb sich mit ihm die Zeit und machte ihn zum Mülleimer, in den sie den Abfall ihrer Seele warf, die andere, die bis vor kurzem im Überfluß gelebt hatte, biß sich auf die Lippen, um ihren Stolz und ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden, und bettelte bei ihm um eine Tasche Lebensmittel. Anfangs war er vor diesen Frauen befangen gewesen und hatte Angst vor ihnen, weil er wußte, das zwischen ihnen und ihm eine hohe, feste Wand stand, die einen Diener von hochgestellten Damen trennte. Vielleicht waren sie deswegen für ihn ein Rätsel, das das unklare Verlangen erzeugte, einen Blick hinter diese Wand zu werfen. Seine Leidenschaft für die Generalin war blind und unvernünftig, sie wurde zur qualvollen Demütigung, und als er anfing, sie zu bemitleiden, empfand er ihr gegenüber Schuld und vor sich selbst Abscheu.

Bei der ersten Begegnung mit Mona hatte er ebenfalls ihre Überlegenheit gespürt, weil er sich eingeredet hatte, sie sei Lehrerin oder Büroangestelle, vor allem jedoch, weil sie ein hübsches, ihm unbekanntes Mädchen war. Jetzt war er in ihrer Gegenwart ruhig, wie wir es unter Gleichgestellten sind.

„Von jetzt an wirst du dich daran gewöhnen müssen, bei Fremden zu sein, wenn es dir auf dem Gut zu einsam ist“, fuhr Mona fort. „Allein kann man nicht leben.“

„Es ist schwer“, erwiderte Nikolin. „Man kann ein Haus wie einen Palast haben und Besitz dazu, wenn man allein ist, dann ist es so, als hätte man nichts. Allein kann man sich über nichts freun.“

„Ich mach dir drüben das Bett zurecht. Schlaf dich aus, und morgen mach dann, was du willst.“

Nikolin setzte den Hut auf, blieb an der Tür stehen und fragte: „Wo kann ich das Pferd unterstellen?“

Mona führte ihn in den Stall, wo nur eine Kuh stand, er band das Pferd am Ende der Krippe an, und sie gingen ins Haus zurück. Großvater Mazko schlief wie ein Kind, die Decke bis zum Kinn gezogen, die Augen halboffen und die Hände auf der Brust. Mona rief Nikolin ins andere Zimmer, zeigte ihm im Halbdunkel das Bett und ging hinaus. Er blieb mitten im Zimmer stehen, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, zog sich dann aus und tappte auf Zehenspitzen zum Bett. Das war breit wie alle Bauernbetten und mit Heu gefüllt. Darauf lag eine gestreifte Decke. Das Heu raschelte bei jeder Bewegung und strömte den Duft dürren Grases aus, in der Mitte war eine von Monas Körper eingelegene Mulde.

Der Lichtstreifen, der unter der Türritze durchfiel, erlosch, und im Haus wurde es still. Er wagte nicht, sich zu rühren, weil er meinte, das Rascheln des Strohsacks müsse im anderen Zimmer zu hören sein. Er lag, die Hände unterm Nacken, auf dem Rücken und schaute auf das blaue Quadrat des Fensters. Er dachte an die Wechselfälle des Schicksals, die ihn nun ins Bett eines Mädchens geführt hatten, und fragte sich, ob in diesem Zufall nicht ein glückliches Vorzeichen lag. Überdies fragte er sich, was der Alte sagen würde, wenn er auch morgen und übermorgen und am darauffolgenden Tag im Haus blieb, ob er ihn aufnehmen würde, wie er es am Abend versprochen hatte, oder ob seine Einladung betrunkenes Geschwafel gewesen war. War die Einladung ehrlich gemeint, so hieß das, er wolle ihn zum Schwiegersohn haben, wie sollte er sonst zulassen, daß ein lediger junger Mann in seinem Haus lebte. Und er fragte sich, ob ihn Mona akzeptieren oder ihn mit guten Wünschen verabschieden würde wie jeden anderen Besuch?

Ans Heiraten hatte er nie gedacht, und jetzt erschien ihm dieser Gedanke ebenso unsinnig wie schön, denn Monas Bild wich nicht aus seinen Gedanken. Ich werde nicht einschlafen, sondern morgen zeitig aufstehen und aufbrechen, sagte er sich und merkte, wie die Stille ihn in wohligen Schwindel wiegte, seine Gedanken auseinanderliefen und die Lider schwer wurden.

Er wachte spät und mit der Gelöstheit und Munterkeit eines Menschen auf, der nach vielen schlaflosen Nächten tief und fest geschlafen hat. Großvater Mazko war mit dem Eselskarren aufs Feld gefahren, um Mais zu holen, und Mona wartete auf ihn im anderen Zimmer. Sie hatte das Frühstück auf das Tischchen gestellt und war nun mit Nähen beschäftigt, so daß er, als er die Tür öffnete, zuerst sie sah, das Haar glatt nach hinten gekämmt und von einer Schleife zusammengehalten, hübsch und adrett wie eine Puppe.

„Hab ich aber verschlafen!“ sagte Nikolin, als er sah, daß die Sonne schon zum Mittag gestiegen war.

„Warum hast du mich nicht geweckt?“

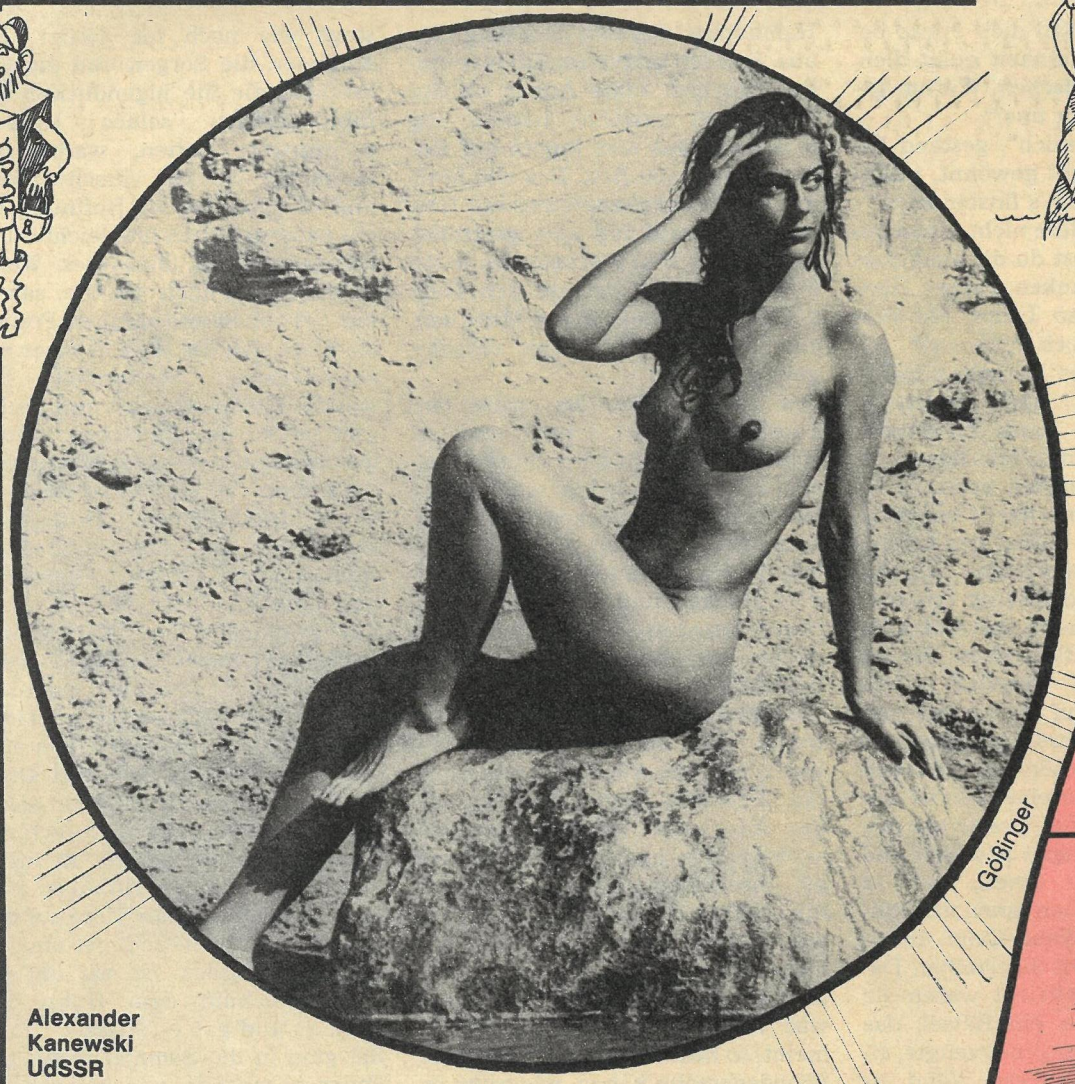
„Wenn du Schlaf brauchst, schlaf! Es wartet ja keine Arbeit auf dich. Willst du dich nicht rasieren?“

Nikolin fühlte sich angenehm unbesorgt wie noch nie bisher. Der Kummer, die Sorgen und die Einsamkeit, die die jugendlichen Gefühlsregungen seines Herzens unterdrückt hatten, waren wie durch ein Wunder verschwunden, und er gab sich der Hoffnung auf ein anderes Leben hin, leichter und lustiger als sein bisheriges. Wohin er den Blick auch wandte, sah er nur Schönheit und sorglose Freude, als hätte sich die Welt in einer einzigen Nacht verwandelt. Der warme Herbsttag war still, ruhig und schön, das Häuschen hübsch und behaglich wie sein Elternhaus, die Blumen im Garten verströmten einen traurig-süßen Duft, und Mona war das hübscheste Mädchen, das er in seinem Leben gesehen hatte.

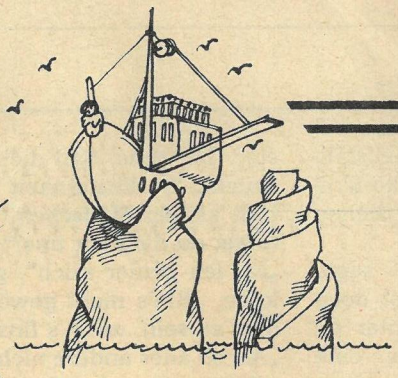
Ein glückliches Vorgefühl seines künftigen Lebens machte ihn ganz benommen, und er kam gar nicht auf den Gedanken, er könne Mona lästig fallen, sie sei aus bloßer Höflichkeit so nett zu ihm und warte nur darauf, er möge sich von selbst besinnen, daß ein jeder Besuch nur eine gewisse Zeit währte. Er nahm den Käfig mit den Hühnern vom Kabriolett, entließ die Tiere auf den Hof zum übrigen Geflügel und behielt eins zurück. Er bat um ein Messer, schnitt dem Huhn den Kopf ab und gab es Mona.

Sie ging in die Sommerküche, um Feuer zu machen, und er nahm einen der beiden Koffer und trug ihn ins Zimmer. Der Koffer war aus gelbbraunem Leder, innen mit blauer Seide ausgefüttert. Er war voller Rasierutensilien, die sich in Dewetakows Haus gefunden hatten: zwei Streichriemen, Pinsel, zwei Rasiermesser, ein Dutzend Stück Seife, ein Fläschchen Kölnischwasser, Gesichtstücher. Mona gab ihm ein Schöpfkännchen voll warmen Wassers, stellte einen kleinen Spiegel auf den Kamin des Hauses, und er rasierte sich. Danach rupften sie das Huhn, sie hielt es an den Beinen, er am Hals, sie putzten es, zerteilten es und setzten es zum Kochen auf. So traf sie Großvater Mazko zu Mittag an: nebeneinander vor dem Herd der Sommerküche sitzend. Nikolin erwartete die Frage danach, was er beschlossen habe – ob er bei ihnen bleibe oder wieder gehe – , doch der alte Mann schien vergessen zu haben, daß er erst seit dem Abend zuvor sein Gast war, und rief ihn, um mit ihm den Karren hinters Haus zum Maishäuschen zu schieben. Während des Mittagessens fragte er ebenfalls nicht, und als er vom Tisch aufstand, ging er ins Dorf, um irgend etwas zu erledigen. Mona und Nikolin entblätterten hinter dem Haus Mais und waren bis zum Abend damit fertig. Großvater Mazko legte sich wieder hin und schlief augenblicklich ein, Mona machte Nikolin das Bett im anderen Zimmer zurecht.

Aus dem Bulgarischen von Egon Hartmann



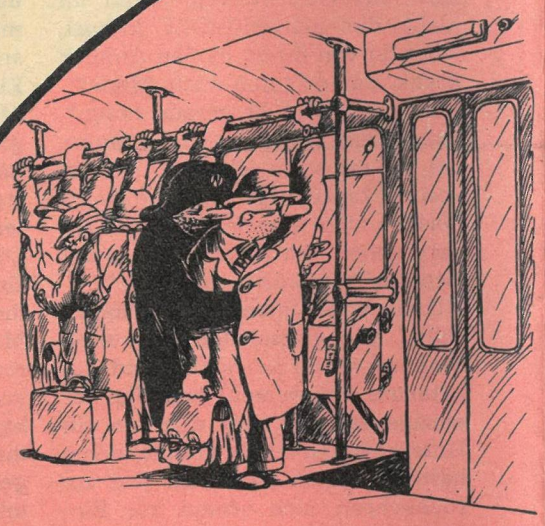
Alexander Kanewski UdSSR



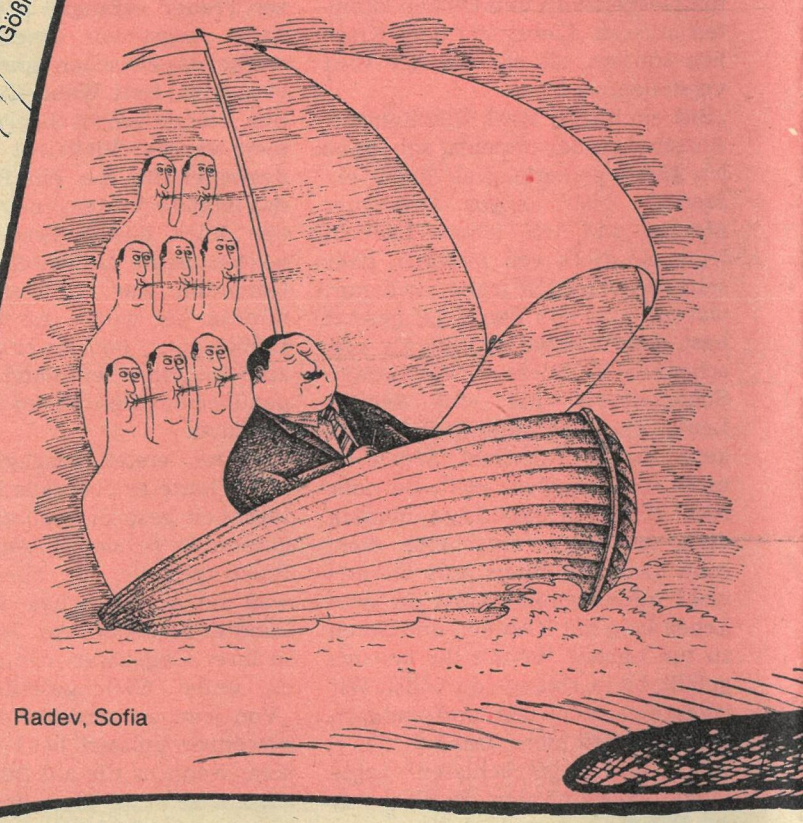
Im Venusberg vergaß er Ehr und Pflicht; Merkwürdig, unsereins kommt zu so was nicht!

Nestroy

Kosobukin, Kiew



Gößinger



Radev, Sofia

Geentert

Ich ging ins Theater, um einmal den Chefregisseur, einen ehemaligen Mitschüler von mir, wiederzusehen. Er begrüßte mich niedergeschlagen und mit finsterer Miene. „Mit unserem Theater geht's abwärts."

„Na und, unternehmt ihr nichts dagegen?" „Und ob wir was unternehmen! Wir haben unsere Stücke in der Zeitung in den höchsten Tönen gelobt, das hat die Zuschauer noch mehr abgeschreckt. Und als wir die Aufführungen schlechtmachten, half das leider ebensowenig."

Unser Gespräch fand im Erfrischungsraum des Theaters statt. An Nachbartischen saßen biertrinkend einige Leute von auswärts. Als das Klingelzeichen ertönte, das den Beginn des neuen Aktes ankündigte, blieben die Leute unbeeindruckt sitzen.

„So ist das nun Tag für Tag", beklagte sich mein Freund. „Die paar Zuschauer, die sich zu uns verlaufen, ziehen sich nach dem ersten Akt in den Erfrischungsraum zurück..."

„Und wenn du versuchst, das Büfett in den Zuschauerraum, das Bühnengeschehen aber in die Imbißstube zu verlagern?"

„Eine großartige Idee!"

Einen Monat später sah ich wieder mal im Theater vorbei. An der Kasse drängten sich die Leute, ein Schild verkündete: „Karten ausverkauft. Vorbestellungen werden zur Zeit noch entgegengenommen." Im Zuschauerraum waren in Reihen Tischchen aufgestellt, die Logen zu gesonderten Appartements umgebildet. Hinter den Kulissen hatte die Küche ihr Domizil gefunden. Für das Speisenangebot hatte man sich neue, theatergemäße Bezeichnungen für die Gerichte einfallen lassen. Serviert wurde nach dem dritten Klingelzeichen. Im Saal wurden des öfteren Rufe wie „Bravo!" und „Da-capo!" laut. Man rief die Köche auf die Bühne und überreichte ihnen Blumen.

Die Küche bot auch spezielle Leckereien für Kinder und Diätmenüs an. Dadurch angelockt, strömten Scharen von Pionieren und Rentnern ins Theater.

Im Foyer hingen Fotos der Kellner, am Eingang des Theaters prangte anstelle von Plakaten eine kunstvoll gestaltete Speisekarte. In den Pausen zwischen den Gängen konnten die Zuschauer zum ehemaligen Erfrischungsraum promenieren und sich ein paar Szenen des gerade laufenden Stückes zu Gemüte führen.

Das Theater gewann sehr schnell ein eigenes Profil und konnte ohne weiteres mit den Restaurants der Nachbarschaft konkurrieren.

„Ich bin ja so glücklich... direkt beflügelt fühl' ich mich!" Mein Freund schüttelte mir dankbar die Hand. „Das erstemal in meinem Leben fühle ich, der Gesellschaft wirklich nützlich zu sein!"

„Wie hat eigentlich die Presse auf deine neuen Reformen reagiert?"

„Ausgezeichnet! Erst kürzlich wieder ist eine wohlwollende

„Leinen los!" rufen ganz auf Deck: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).

weiterlesen auf Deck!

2 Wochenspruch

Eine gute Flagge sollte ein zusätzliches Segel sein.

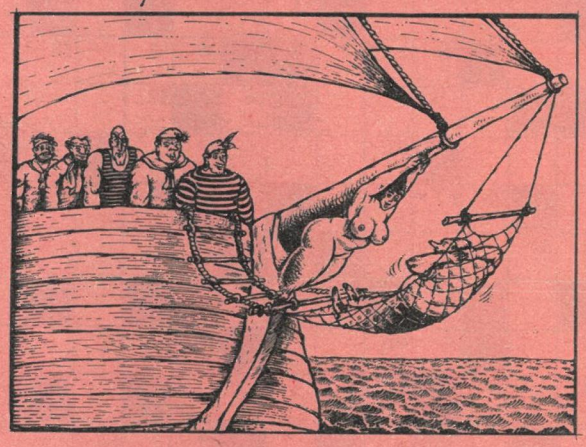
Wind und Wetter
Eh der Sturm kommt,
warnt ein Wind.
Wo viel Wind ist,
da ist selten Staub.
Das Wetter
ändert sich stündlich,
die Menschen
in jeder Generation.
chinesisch

Greif nicht leicht in ein Wespennest; doch wenn du greifst, so stehe fest. Matthias Claudius

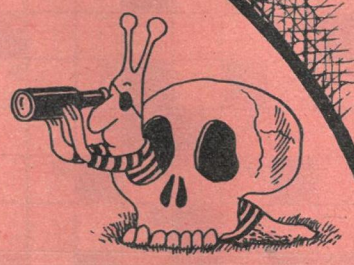
Keine Probe ist zu gefährlich, zu der man Mut hat. Goethe

Ausguck
Unverstand sieht nirgends Land.
Gerd W. Heyse

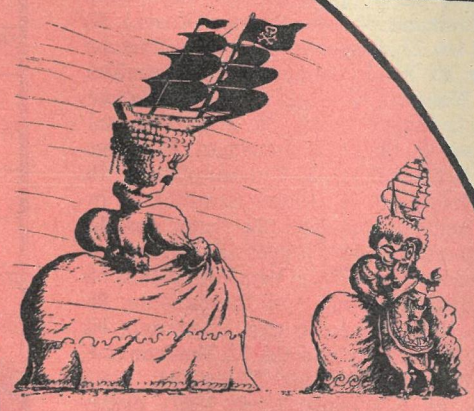
Stepanow, Nowosibirsk

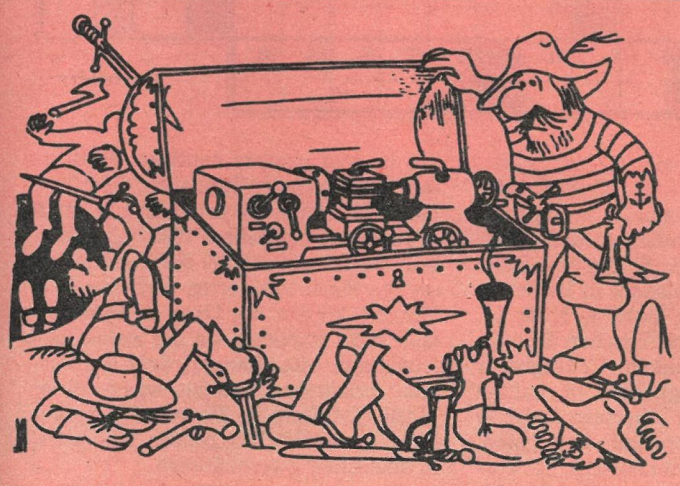


Piratentatenschneck von Rosanzew

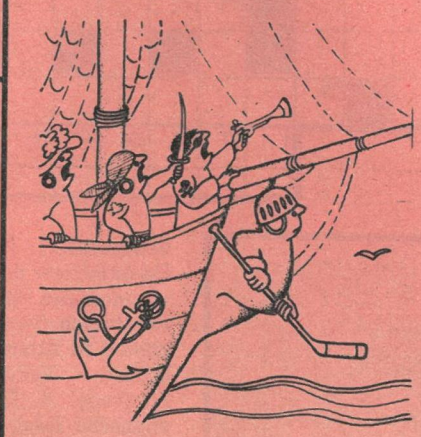


Kasanewski, Kiew

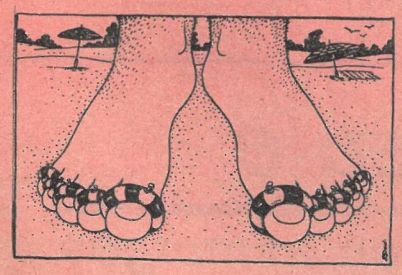




Milutka, Moskau



Worobjow, Moskau



Radev

Dodal, Prag

Fleites, Kuba

Wohin Segel nicht führen, dahin führen Ruder.

Kritik erschienen. Man hat mich sogar als Beispiel hingestellt!"
Und er zeigte mir einen umfangreichen Artikel mit der Überschrift: „Laßt euch etwas einfallen! Kocht mir Würze!"

Aus: „Die Braut aus dem Trolleybus" – leicht gekürzt –

Unter Deck
Das Wetter schlägt
sich selber um.
Der Mensch braucht –
beispielsweise –
Rum.
M. Hinrich

Wache

Die Segelflotte der Gedanken
Wie fröhlich fährt sie durch die Schranken
Der aufgesperrten Mundesschleuse
Bei gutem Winde auf die Reise
Und steuert auf des Schalles Wellen
Nach den bekannten offnen Stellen
Am Kopfe, in des Ohres Hafen
Der Menschen, die mitunter schlafen.
Wilhelm Busch

Seemannsbraut

Ohne Not wird die bewacht,
die auf Untreu nie gedacht;
nur vergebens wird bewacht,
die auf Untreu hat gedacht.
Friedrich Logau

Kapitänskajüte
Man erkennt niemand an als den,
der uns nützt.
Goethe

Gelegenheit macht nicht die Diebe
allein, sie macht auch große Männer.
Lichtenberg

Nichts wird so respektiert
wie der Erfolg.
Tucholsky

Galionsfiguren

Es ist der Irrtum der
Galionsfiguren, daß sie
glauben, den Kurs
zu bestimmen.
H.-D. Schütt

Logbuch

Mut kämpft ohne Degen.

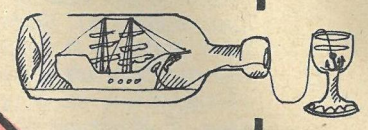
Anker

In flacher Rede ist nicht
gut ankern.
F. H.

Schiff ahoi
Alte zum Rat, Junge zur Tat!

Umsonst warnt man den Mutigen vor einer Sache, indem man ihm nachweist, daß Mut dazu gehöre.
Thomas Mann

Wer alle Dinge verfechten will, darf nimmer sein Schwert einstecken.

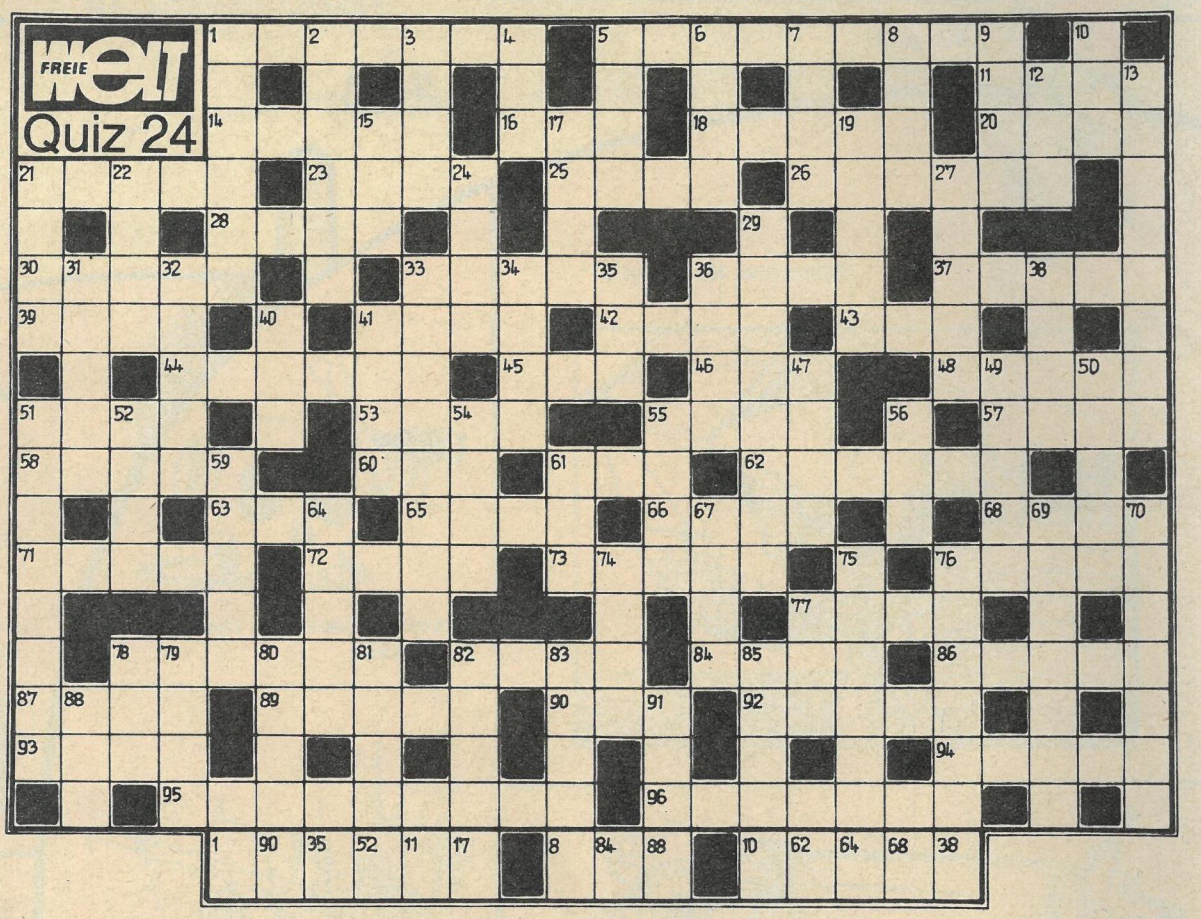


Man muß sein, was man scheinen will. L. v. Beethoven

Nur wer verzagend das Steuer losläßt, ist im Sturm verloren. E. Geibel

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Form des heiteren Musiktheaters, 5. freies Instrumentalstück, 11. Staat in Vorderasien, 14. zahnartiger Mauerabschluß, 16. Staat in Nordamerika (Kurzw.), 18. Krankentransportgerät, 20. Mondgöttin (röm. Mythol.), 21. Hafenstadt in Japan, 23. Volk auf Hokkaido und Sachalin, 25. Gebirge in Kirgisien, 26. Urlaubsfahrt (Mz.), 28. Teilzahlungsbetrag, 30. Würde, Gesetztheit, 33. Salz der technischen Ölsäure, 36. mittelalterliches Volkslied, 37. Stadt in Nordfrankreich, 39. Seil, Tau (seem.), 41. Halbedelstein, 42. Liebesgott (röm. Mythol.), 43. Niederschlag, 44. SI-Basiseinheit der elektrischen Stromstärke, 45. Bosheit, 46. Honiggetränk, 48. Berggasthof, 51. Wasserfahrzeug, 53. Mediziner, 55. Frauenname (Kosef.), 57. Titelgestalt bei Shakespeare, 58. gelb blühender Korbblütler, 60. Windschatten, 61. Scheuermittel, 62. Aufruf, Mahnruf, 63. engl.: Öl, 65. Trockengebiet in der Indischen Union, 66. mohammedanischer Richter, 68. Staatshaushaltsplan, 71. Bittermittel, 72. Schriftstück, 73. Unkrautpflanze, 76. Sportler, Leichtathlet, 77. Untiefe (norddt.), 78. Intervall im Achtstufenabstand, 82. Autor des Romans „Kippenberg", 84. Titelgestalt bei E. Kästner, 86. Präsident der USA in den Jahren 1825 bis 1829, 87. Musikstück für drei Instrumente, 89. steilwandige Berggruppe in den Dolomiten, 90. Raum außerhalb des Spielfeldes, 92. Frauenname, 93. Destillationsprodukt der Kohle, 94. Wettkampfstätte, 95. Komponist (gest. 1827), dritter Großmeister der Wiener Klassik, 96. andere Bezeichnung für Schriftsteller.



Heute

schon an morgen denken

Ob er später einmal Koch werden wird, wissen wir nicht. Sicher ist aber, daß es auch für ihn ein passendes Versicherungsrezept gibt.

Durch eine Lebensversicherung

zugunsten Ihres Kindes, die z. B. zur Berufsausbildung ausgezahlt wird, können Sie ihm den Start ins Leben erleichtern.

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern ausführlich.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Senkrecht: 1. Komponist (gest. 1791), Hauptmeister der Wiener Klassik, 2. instrumentales Musikstück, 3. Stadt in Frankreich (Normandie), 4. Währungseinheit in Rumänien, 5. alte spanische Münze, 6. Weinanbaustadt in Italien, 7. Singvogel, 8. Ziffer, Zahl, 9. Hast, 10. englische Insel in der Irischen See, 12. Ansturm auf die Banken, 13. tragbarer Behälter für Flüssigkeiten, 15. heftige Verneinung, 17. im Altertum Land in Südarabien, 19. Verstand, Scharfsinn, 21. musikalisches Bühnenwerk, 22. Vorfahrin, 24. Frauenname (Kurzf.), 27. Schmutzteilchen der Luft, 29. Abendmusik, kleines Ständchen, 31. Ablagegestell, 32. oberer Teil des menschlichen Fußes, 33. musikalisches Bühnenwerk, 34. Stadt am Golf von Akaba, 35. Wochenteil, 36. Hauptstadt von Togo, 38. tiefes Bedauern, 40. Badeort in Belgien, 41. den Mund betreffend, 47. Sommerbehausung der Prärieindianer, 49. von Bäumen gesäumte Straße, 50. Mutter des Perseus (griech. Sage), 51. Kleinkunstbühne, 52. tschechischer Komponist (gest. 1973), Schöpfer der Oper „Die Mutter", 54. Teil des Fußes, 55. Pökelflüssigkeit, 56. Satz, 59. Trinkspruch, 61. Körperteil, 64. Gesichtsmaske, 67. Zirbelkiefer, 69. Schauspielhaus, 70. Titelgestalt einer Oper von R. Wagner, 74. Schneehütte der Eskimos, 75. deutschsprachiger Schriftsteller der Schweiz (gest. 1890), 76. Schmuckstein, 77. Strom in Afrika, 78. Bezeichnung für kleine Insel, 79. Erntegutbehälter, 80. höchste Spielkarte im französischen Blatt (Mz.), 81. Hirsch mit Schaufelgeweih, 82. kindlich, einfältig, 83. Nebenfluß des Rheins (BRD), 85. Bildhauer, einer der Hauptmeister der deutschen Renaissanceplastik (15./16. Jh.), 88. Wendekommando auf Segelschiffen, 91. alte Währung in Peru.

Als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt sich der Titel einer Oper von Paul Hindemith, die Ereignisse in Süddeutschland des Jahres 1525 behandelt. Der Komponist stellte die Partitur zu seinem Werk 1934 fertig, doch zur Aufführung konnte die Oper in Deutschland nicht kommen, da die Faschisten Hindemith zum „Bannerträger des Verfalls" erklärten. Erstmals wurde diese Musikschöpfung in Zürich 1938 aufgeführt, nach dem Kriegsende dann auch in deutschen Opernhäusern.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 24 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 20. Dezember 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 1/1990.

Sie können gewinnen:

1. Preis		100,– Mark
2. Preis		75,– Mark
3. Preis		50,– Mark
4. bis 8. Preis	je	25,– Mark

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein – Rundöffnungen schaffendes – Trennwerkzeug.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

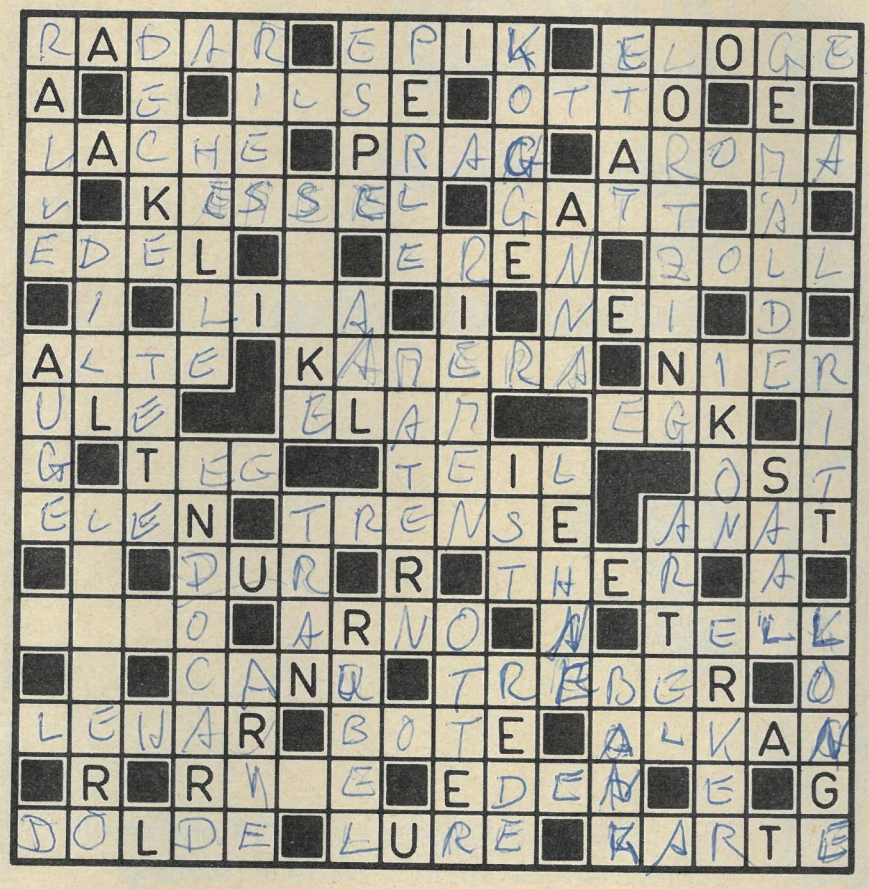
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb

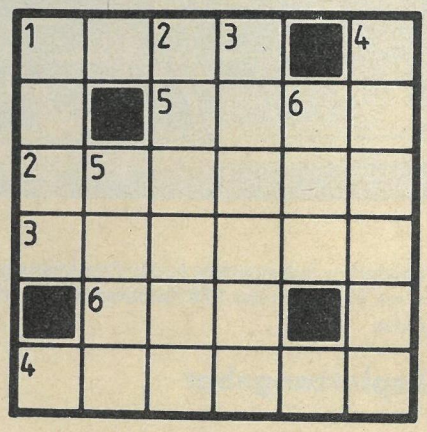


Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Blütenstand, 2. Aufgußgetränk, 3. Titelgestalt bei E. Neutsch, 4. Lobeserhebung, 5. Herzinnenhaut (Anat.), 6. Gestalt aus „Der Revisor“, 7. Fluß in Italien, 8. weibliche Bühnenrolle, 9. Sologesangsstück in der Oper, 10. Komponist (gest. 1851), Schöpfer der Oper „Zar und Zimmermann“, 11. Hauptstadt in Europa, 12. hühnergroßer Sumpfvogel, 13. Truppenspitze (veraltet), 14. Tongeschlecht, 15. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 16. Vortrag, Referat, 17. Komponist (gest. 1983), Schöpfer der Oper „Die Zaubergeige“, 18. Blasinstrument der nordischen Bronzezeit, 19. bauchiges Hanseschiff, 20. Bewohner südamerikanischer Steppen, 21. Hausflur (Mundart), 22. Funkmeßverfahren, 23. Wasserbrotwurzel, 24. Bewegung zu Pferde, 25. Kunstwerk der Malerei, 26. Fischfett, 27. Windrichtung, 28. Nebenfluß der Bode, 29. würziger Geruch oder Geschmack, 30. leichter Pferdezaum, 31. Führleine zum Abrichten von Pferden, 32. schlangenförmiger Fisch, 33. Farbton, 34. Fluß aus dem Harz, 35. aus Burg stammender Arbeiterführer (gest. 1971), 36. österreichischer Komponist (gest. 1948), Schöpfer der Operette „Die lustige Witwe“, 37. Plankontrollgröße, 38. Papierzählmaß, 39. Lebewesen, 40. Apparat zum Fotografieren, 41. Nachrichtenüberbringer, 42. Stück vom Ganzen, 43. Gewürzpflanze, Doldengewächs, 44. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine, 45. großes Kochgefäß, 46. Lichtfülle, 47. Hausvorbau, 48. phönizisch-kanaanäische Liebesgöttin, 49. Eule (norddt.), 50. Ledergurt, 51. im Alten Testament das Paradies, 52. Veranstaltungsraum, 53. Sportboot, 54. Form der Kollektivwirtschaft in der Sowjetunion, 55. Kreditinstitut, 56. erzählende Versdichtung, 57. Sinnesorgan, 58. Laubbaum, Zitterpappel, 59. Nationalheld der Schweiz, 60. Autor des Romans „Die Bilder des Zeugen Schattmann“, 61. Berghang (österr.), 62. zeitgenössischer Komponist, besonders von Filmmusiken, 63. Währungseinheit in der Sowjetunion, 64. Pfütze, 65. Staatshaushaltsplan, 66. Ein- oder Ausfuhrabgabe, 67. Elch, 68. Kohlenwasserstoff, Paraffin, 69. oberer Zimmerabschluß, 70. altorientalischer Staat, 71. persische Rohrflöte, 72. US-amerikanischer Schriftsteller (gest. 1967), Autor des Romans „Menschen am Broadway“, 73. Tafelgemälde, 74. Marderart, 75. in manchen Muscheln enthaltenes Schmuckstück, 76. Postsache (Kurzw.).

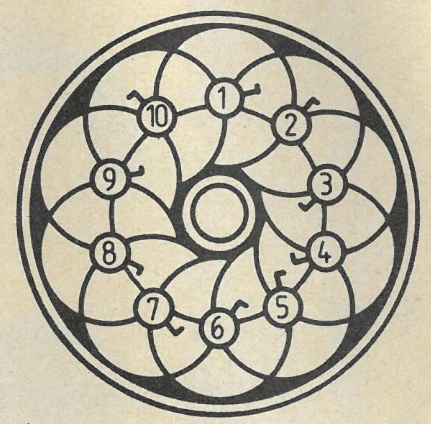
Magische Figur

Waagerecht und senkrecht sind Lösungswörter nachfolgender Bedeutung gleichlautend einzusetzen:
1. Begründer der klassischen deutschen Philosophie (gest. 1804), 2. Schiffahrtskunde, 3. Stelle, an der eine Straftat begangen wurde, 4. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 5. Gestalt aus „Peer Gynt“, 6. englische Anrede.



Wörter in Kreisen

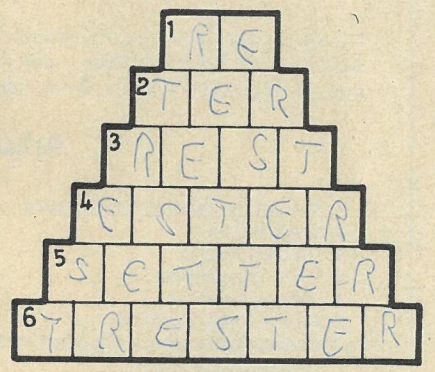
Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in der angegebenen Richtung um die Zahl:
1. österreichischer Schauspieler, Komiker (gest. 1964), 2. stärkster Wind, 3. anorakähnliches, knielanges Bekleidungsstück, 4. Disziplin des Wurftaubenschießens, 5. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien (seem.), 6. Hauptstadt in Nordafrika, 7. Fischeier, 8. Gebärde, 9. Entgelt für Wohnungsnutzung, 10. altrömischer Grenzwall.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Außenfeldern – von 1 nach 10 gelesen – die Bezeichnung für ein Eiland im Stillen Ozean.



Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln das nächste Lösungswort nachfolgender Bedeutung zu bilden:

1. Skatbegriff, 2. Küstenfluß in Spanien, 3. Überbleibsel, 4. organische chemische Verbindung, 5. Hunderasse, 6. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen.



Verbundenes

Werden Stärke und Schneidereimaterial miteinander verbunden, ist ein Motorenbetriebsmittel gefunden.

Auflösungen aus Heft 23/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Borodin (7), Senegal (52), Akt (2), Gagarin (21), Reh (47), Spa (57), Amado (3), Ester (18), Song (56), Ahn (1), Olein (39), Elemi (14), Ufer (64), Rektor (49), Regie (46), Zobel (66), Reiter (48), Rede (44), Egeln (11), Areal (4), Mir (35), Asam (5), Essig (17), Nasal (38), Tee (61), Rad (43), Kleiber (30), Eva (20), Trester (63), Tamilen (59).

Senkrecht: Begas (6), Rogen (50), Dora (9), Nana (37), Stroh (58), Nahe (36), Gast (22), Lear (31), Imker (28), Perm (42), Dank (8), Sol (55), Orfe (40), Gori (23), Iesi (26), Erz (16), Eibe (13), Ihle (27), Urne (65), Egge (12), Teer (62), Ern (15), Orla (41), Edda (10), Tara (60), Regal (45), Gose (24), Lei (32), Inder (29), Säbel (51), Meran (34), Etat (19), Seté (53), Grat (25), Skat (54), Leim (33).

Füllrätsel: 1. Lektion, 2. Kleiber, 3. Anleihe, 4. Ballett, 5. Stollen, 6. Konsole.
Umstellrätsel: Gamma – Eiger – Regal – Enter – Baude – Eifer – Leben – Tafel – Ecker – Gerebelte.
Zum Selbstbauen. Waagerecht: Brigg, Narbe, Rossi, Etmal, Erl, Mia, Mal, Mut, Ilona, Dakka, Riese, Nelke.
Senkrecht: Borte, Insel, Gast, Grimm, Sella, Ainu, Rial, Mitra, Loden, Makel, Trage, Nase.
Magisches Quadrat: 1. Arate, 2. Renan, 3. Anmut, 4. Taube, 5. Enter.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 21) aus Heft 21/1989

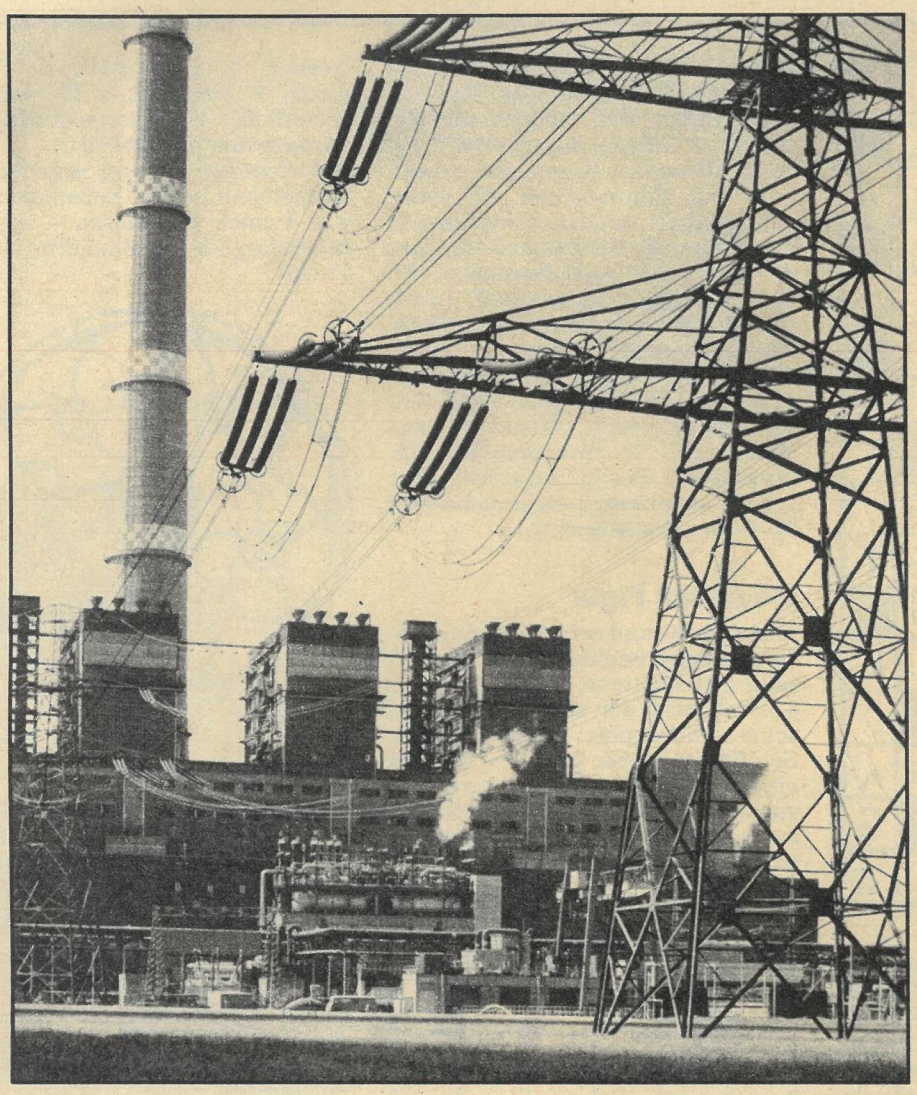
Waagerecht: 1. Werft, 4. Stralsund, 9. Kral, 12. Aloe, 13. Aula, 14. Riege, 16. Drain, 18. Erg, 19. Asam, 20. Hafen, 23. Dalben, 25. Geld, 26. Mais, 27. Orakel, 29. Isar, 31. Oka, 33. Pele, 35. Nora, 36. Laus, 38. Omar, 39. Luke, 41. Geranie, 43. Adler, 44. Amiga, 45. Beg, 46. Anna, 47. Lat, 49. Meeresmuseum, 51. Lew, 53. René, 54. Tar, 55. Elena, 57. Biber, 58. Einheit, 60. Alor, 61. Siel, 63. Kiel, 64. Otte, 65. Bild, 67. Ter, 68. Mole, 71. Takel, 74. Hera, 75. Odin, 76. Treber, 79. Rerik, 81. Lear, 82. Tat, 83. Derma, 84. Argus, 85. Seni, 86. Apis, 87. Thein, 88. Alai, 89. Ventspils, 90. Tonne.

Senkrecht: 1. Warna, 2. Reede, 3. Tael, 4. Sode, 5. Terni, 6. Liner, 7. Usedom, 8. Dagmar, 9. Klaipeda, 10. Rasse; 11. Lampe, 15. Galle, 17. iga, 20. Handel, 21. Format, 22. Era, 24. Beuger, 28. Krug, 30. Spa, 32. Karamel, 34. Leere, 37. Segeln, 38. Oeser, 39. Liter, 40. Kamelie, 42. Nautik, 43. Anker, 45. Betel, 48. Alibi, 50. Satire, 51. Last, 52. Waterkant, 53. Reederei, 56. Look, 59. Hel, 60. Alter, 61. Stativ, 62. Eroten, 64. Ole, 65. Balla, 66. Lhasa, 68. Midas, 69. one, 70. Etmal, 72. Argon, 73. Erste, 77. Raps, 78. Bast, 80. Reep.

Lösung: Otto Dibbelt

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Daniela Frank, Baabe 2334
2. Preis:
75,– M E. Rentsch, Halle 4090
3. Preis:
50,– M Erika Röske, Walsleben 1951
4.–8. Preis:
je 25,– M Karin Massalsky, Zwickau 9580; Joachim Stelzner, Auerbach 9700; Vera Stübling, Waltershausen 5812; Franz Behrendt, Greifswald 2200; Inge Zimmermann, Aue 9400.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
* *
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft“ sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.



Du brauchst die Energie –

Dich braucht die Energiewirtschaft

KAB

Der Kraftwerksanlagenbau der DDR produziert und rekonstruiert im erforderlichen Umfang und in zuverlässiger Qualität die Kraftwerksanlagen zur Elektro- und Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft und Bevölkerung der DDR.

Für den Einsatz in den verschiedenen Betrieben – insbesondere in der Projektierung des Betriebsteiles Berlin-Marzahn – und auf den Baustellen des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau (KKAB) unterbreiten wir Ihnen folgendes

Arbeitsplatzangebot

1. **Projektanten/Konstrukteure**
2. **Ingenieure**
3. **Technologen**
4. **TKO-Ingenieure**
5. **Sekretärinnen**
6. **Fachkräfte für EDV**
7. **Maschinen- und Anlagenmonteure**
8. **Metallfacharbeiter**
9. **Schweißer**
10. **FA Isoliertechnik**
11. **FA Korrosionsschutz**

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen persönlichen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten.

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11
(Zutreffendes ankreuzen)

an: _____
Name, Vorname Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort _____ im Bezirk/Kreis _____
an einem beliebigen Ort in der DDR ○

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort ○
Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben ○

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend dem KAB-Arbeitsplatzangebot als

Facharbeiter ○ Meister ○ Hoch- bzw. Fachschulkader ○

Nutzen Sie auch die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch in unseren weiteren Informations- und Beratungszentren in:

Berlin	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, Hans-Beimler-Str. 91–94, Berlin, 1017, Telefon: 4 38 55 94
Lubmin	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Lubmin, Lubmin, 2228, Tel.: Wusterhusen 40
Stendal	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Stendal, PSF 900, Stendal, 3500, Telefon: Arneburg 70
Bitterfeld	VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld, Leitbetrieb, Glückaufstr. 2, Bitterfeld, 4400, Telefon: 6 70
Bebitz	VEB Flanschenwerk Bebitz, Lebendorfer Str. 1, Bebitz, 4341, Telefon: Bernburg 83 06
Leipzig	VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld, BT Montagewerk Leipzig, Bitterfelder Str. 19, Leipzig, 7021, Telefon: 56 16/4 80
Dresden	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Montagehilfsleistungen, Karl-Marx-Platz 2b, Dresden, 8060, Telefon: 5 33 42
Karl-Marx-Stadt	VEB Dampfkesselbau Karl-Marx-Stadt, Annaberger Str. 101, Karl-Marx-Stadt, 9048, Telefon: 5 80 81
Erfurt	VEB Feuerungsanlagenbau Erfurt, Am Laitrand 1, Erfurt-Bischleben, 5032, Telefon: 6 55 15
Finow	VEB Rohrleitungsbau Finow, Coppistraße 2/6 Eberswalde-Finow 3, 1300, Telefon 5 70

Sprechzeiten: dienstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–18.00 Uhr
donnerstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–15.00 Uhr
freitags 9.00–11.00 Uhr

Durch Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf eine Postkarte oder in einem Briefumschlag, an den

VEB Bergmann Borsig
Stammbetrieb des KKAB
Zentrales Informationsbüro
Hans-Beimler-Str. 91–94
Berlin, 1017

erhalten Sie von uns ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeitsaufnahme in unserem Kombinat entnehmen können.

Reg.-Nr. 150/III/88

3. ZAR WASSERWIRBEL

„Schau her und zittre! Denn ich werde dich töten, aber erst laß uns unsere Kräfte messen!"

„Strömt, ihr Flüsse, Seen und Bäche, ersäuft ihn, reißt ihn fort! Ha, wie es rauscht und donnert, wie es zischt und heult! Da kommen sie, meine gehorsamen Untertanen, dich zu vernichten! Wasser, schließ ihn ein, erdrück ihn! Nun, du Held, du kümmerlicher Menschenwurm, wie fühlst du dich in deinem letzten Stündlein? Bereust du nun, mich den Fürchterlichen, den Mächtigsten unter der Sonne, herausgefordert zu haben?"

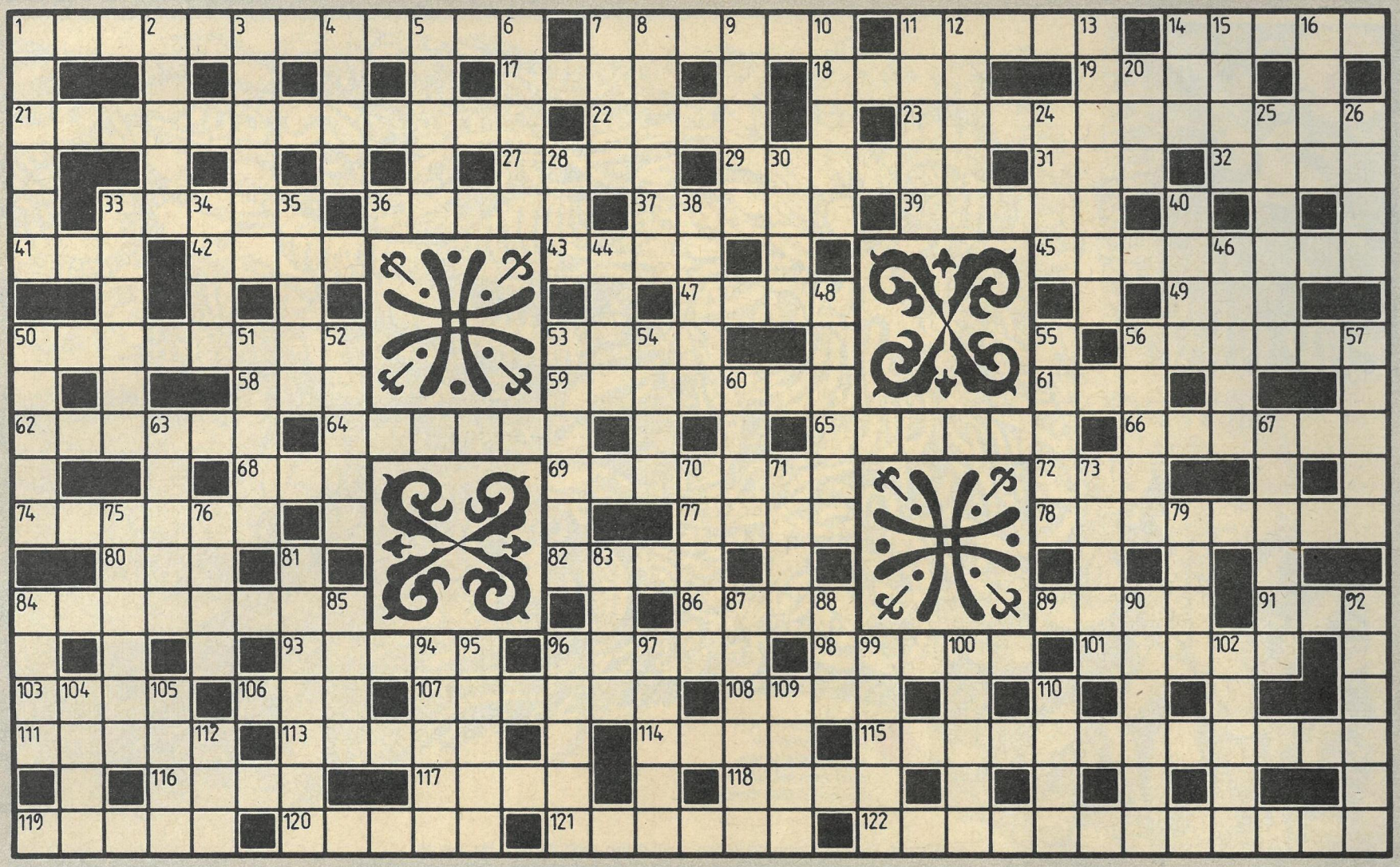
Ach, so ein frisches Bad, das hat gut getan nach langer Wanderung! Ich danke dir, guter Freund! Nun bin ich erst so recht dazu aufgelegt, mit dir zu kämpfen! Zeig, ob du noch mehr kannst als ein paar Wassertropfen herbeizuzaubern!

„Gut. Aber eine Bedingung: Besiegst du mich, tu, was du willst! Besieg aber ich dich, mußt du mir eine Bitte erfüllen!"
„Einverstanden. Zuerst werde ich dich also ein bißchen mit Wasser bespülen. Fällst du, habe ich gesiegt!"
„Schnell, Junge, versteck dich! Und hab keine Angst. Ich habe Wache gestanden im Regen und im Sturm, im Schneegestöber und in glühender Hitze. Mich wirft so ein Wasserwirbel nicht um!"
„Bist du bereit, Soldat?" „Gewiß, nun zeig mal, was du kannst!"

Ihr Wolken, ihr Stürme, zermalmt ihn!

FW 24/89

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp



Waagerecht: 1. Hauptstadt des Autonomen Gebiets der UdSSR, über das in diesem Heft berichtet wird, 7. altaischer Mädchenname, 11. Gebirge, in dem 1. waagerecht liegt, 14. Teil des Mittelmeeres, 17. langer Hohlzylinder, 18. Titelgestalt bei Ibsen, 19. Vorname des Komponisten Bartok, 21. Gewässer im Altai, 22. Gattung der Blattschneideameisen, 23. altaiischer Jungenname, 27. Sinnesorgan, 29. kleiner Fehler, Versehen, 31. Flächeneinheit in der Schweiz, 32. Nagetier, 33. das höher als die Marsch gelegene Land, 36. makromolekularer Werkstoff, 37. älteste lateinische Bibelübersetzung, 39. russischer Architekt (gest. 1849), 41. Wendekommando auf Segelschiffen, 42. altrömischer Kaiser, 43. Frauenname, 45. früher im Rechtswesen benutzte Bezeichnung für Erblasser, 47. Regel, Richtschnur, 49. Rufname einer Titelfigur bei Strittmatter, 50. Autor der Reportage „Zukunft im Rohbau" (gest. 1955), 53. kannenähnliches Gefäß, 56. Beiname der griechischen Göttin Athene, 58. Windschatten, 59. frühere Bezeichnung für die Altaier, 61. Ausstellungsgelände in Erfurt, 62. Spottschrift, 64. Tür- oder Fensterverschluß, 65. Eskorte, Schutz, 66. von den Altaiern gehaltene Edelhirsche, 68. Vorfahr, 69. höchste Erhebung im vorgestellten Autonomen Gebiet, 72. Großvater (Kinderspr.), 74. Tennisschläger, 77. Nebenfluß der Havel, 78. Betreuer unserer Reporter auf den Altai-Reisen (Familienname), 80. russischer Frauenname (Kurzf.), 82. chemisches Element, Edelgas, 84. Bodenschatz im Altai, 86. Fluß in Kasachstan, 89. Zehnkämpfer, Olympiazweiter 1988, 91. Ferment im Kälbermagen, 93. Edelstein, 96. Bittermittel, 98. Möbelstück, 101. Verkaufsstelle auf dem Markt, 103. Ringelwurm, 106. traditionelles altaiisches Haus, 107. amerikanischer Forschungsreisender, der Ende des 19. Jahrhunderts den Altai besuchte, 108. Papierzählmaß, 111. französischer Orientalist (19. Jh.), 113. Fluß im Altai, 114. Erdaufschüttung, Schutzwall, 115. einer der am höchsten gelegenen Rayons des Autonomen Gebiets Gorno-Altai, 116. Angehöriger eines germanischen Volksstammes, 117. Sportwette, 118. Gestalt aus „Abu Hassan", 119. Mißmut, Unannehmlichkeit, 120. inneres Organ, 121. Anlage zur Verhinderung des Zuganges, 122. altaiischer Lyriker (Vor- und Familienname).

Senkrecht: 1. Säge mit mehreren Sägeblättern, 2. Los ohne Gewinn, 3. enthaltsame Lebensweise, 4. Fluß in Spanien, 5. Eiland, 6. ungebleichtes Leinen, 7. feingeschnittener Rauchtabak, 8. Ergebnis der Gerichtsverhandlung, 9. einer der alten Namen von 1. waagerecht, 10. Kinderkurort der UdSSR am Schwarzen Meer, 11. Männername (Nebenf.), 12. Wurfschlinge zum Tierfang, 13. im Altertum die Pyrenäenhalbinsel, 14. Insel Dänemarks, 15. Teil des Hauses, 16. Gestalt aus „Die Afrikanerin", 20. französ.: Sommer, 24. Eile, 25. Gerät des Gewichthebers, 26. britischer Physiker (gest. 1907), 28. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 30. eine der Kleinen Sundainseln, 33. Landschaftsbereich, 34. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 35. bildlicher Ausdruck, 38. Gesellschaftstanz, 40. altgriechische Philosophenschule, 44. Halbaffe, 46. im Bezirk Magdeburg entspringender Nebenfluß der Weser, 48. chemisches Element, Metall, dessen Erz im Altai vorkommt, 50. Minister mohammedanischer Staaten (hist.), 51. Salz der Ölsäure, 52. Weite, 53. in einem Zylinder bewegtes Maschinenteil, 54. Mittelgebirge der UdSSR, 55. zweiter Mensch im Kosmos, 56. Hochgebirge in Zentralasien, 57. Führungs- und Haltevorrichtung an Geräten, 60. Streichgarngewebe, 63. Nebenfluß der Rhone, 67. Männername, 70. Bewohner eines Schweizer Kantons, 71. Schlag, 73. griechische Kykladeninsel, 75. Kopf- oder Sitzunterlage, 76. Kraftstoffbehälter, 79. schwedisches Herrschergeschlecht, 81. Pressebeitrag, 83. Frauenname, 84. männliches Haustier, 85. Autor des Romans „Nana", 87. Bodenschatz des Altai, 88. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 90. Kennzeichen, Wundmal, 92. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1950), 94. Betonungszeichen (Mz.), 95. spanische männliche Anrede, 96. tschechischer Bildhauer (gest. 1938), 97. Freund und Kampfgefährte Thälmanns, 99. erste gesamtrussische marxistische Kampfzeitung, 100. latein.: Fall, Ereignis, 102. Kreisstadt in der ČSSR, 104. Haltetau an der Gaffel, 105. Situation, 109. Biene, 110. Tochter des Uranos und der Gaia (griech. Sage), 112. geologische Stufe (Alpine Trias).

50	20	17	15	20	18	■	57	5	23	23	34	18	■	54	18	15
92	17	119	54	100	25	34	■	1	83	92	74	118	100	25	43	102	,
57	5	102	114	■	114	63	43	■	50	83	1	83	■	85	70	66	
116	70	93	84	112	■	89	84	74	101	100	71	120	118	101	121	103	112

Völkerschafts-Preisrätsel

genheit haben. In der Schule, ich besuchte keine nationale Schule, habe ich nie etwas über alt-altaiische Geschichte, Kultur oder Kunst gehört. Seit 1988 sind hier dreihundert Archäologen tätig. Am Anfang dachte ich, laß sie nur graben. Aber als ich dann die Fundgegenstände selbst in der Hand hielt, zum Teil dreitausend Jahre alt, aus eigener Heimaterde, da war ich das erste Mal stolz, ein Altaier zu sein. Auch das ist für mich ein Ergebnis der Perestroika. Und ein weiteres: Um die Felszeichnungen – einzigartige altaiische historische und kulturelle Denkmäler – „zu evakuieren", sind inzwischen 17 Millionen Rubel zur Verfügung gestellt worden.

Doch nun zurück zum Wasserkraftwerk. Wir Energetiker können nun mal am schnellsten die Basis für die ökonomische Entwicklung eines Territoriums schaffen. Und Eile tut hier im Autonomen Gebiet Gorno-Altai besonders not, zwanzigtausend Menschen sind hier buchstäblich beschäftigungslos. Trotzdem muß alles ausdiskutiert werden, das ist klar. Aber was sollen die Behauptungen mancher Leute, daß im Prozeß einer zu erwartenden Assimilierung bei industrieller Erschließung des Gebiets das Altai-Volk verschwinden könnte? Ich sage Ihnen, wer verschwunden ist: Fünfundvierzigtausend Menschen sind von 1981 bis 1985 aus dem ‚goldenen', ‚paradiesischen' Altai weggegangen, weil sie die sozialen Bedingungen bei uns unerträglich fanden. Darunter waren hochqualifizierte Leute, ja gut, die meisten waren Russen, aber auch Altaier sind gegangen. Oft wird davon gesprochen, daß wir, statt ein Wasserkraftwerk zu bauen, den Tourismus entwickeln sollten. Aber da werden doch Hotels gebraucht, Straßen, Kommunikationseinrichtungen, gefüllte Läden. Woher das alles ohne ausreichende Energie? Das ist doch kurzsichtig. Überhaupt, ich bin nicht für die einseitige Erschließung eines Gebiets – wie es beispielsweise die Mono-Kultur in Usbekistan, die Baumwolle, ist. Ich habe einige Jahre in Usbekistan gelebt und das meine dazu beigetragen, daß die sibirischen Flüsse nicht, wie vor der Umgestaltung geplant, nach Mittelasien umgeleitet werden. Wir könnten im Altai in verschiedenen Richtungen vorgehen. Zum Beispiel haben wir viele Bodenschätze, vor allem Marmor, Quecksilber, Eisenerz, Manganerz, auch Gold... Dann könnten wir eine pharmakologische Industrie entwickeln; denn bei uns gibt es viele Heilkräuter, sogar die Ginsengwurzel,

Die Hauptstadt Gorno-Altaisk im Jahre 1913

Poliklinik und Krankenhaus im Dorf Balyktschka: niedrige Investitionen für das Gesundheitswesen.

Arshan Adarow

Nachts in den Bergen

**Wie wunderschön ist unsre Heimstatt Erde!
Die Stille rings, das Blauschwarz sammetmild...
Dort scheint der Mond, fast anzusehn, als wäre es
ein Silbernapf, mit warmer Milch gefüllt.**

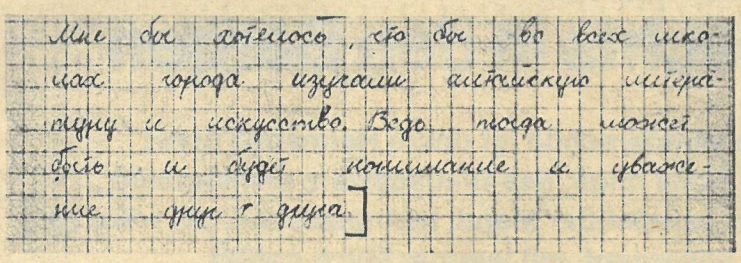
**Ich liege, freue mich am Gräsersprossen,
die Halme wiegen sich, vom Wind bewegt...
Führt der Planet Gespräche mit dem Kosmos,
indem er seine Such-Antennen regt?**

**Hab oftmals kühnen Forschergeist gefeiert,
der bis zu fernsten Sternennebeln drang,
jedoch sind diese mir jetzt nicht so teuer,
wie jener Nebelbausch am dunklen Hang.**

**Verzaubert alles scheint, ein Märchenwunder!
Die Gipfel ragen friedlich himmelwärts...
Doch selbst in dieser ruhevollen Stunde
drückt mich der Erde Sorgenlast und schmerzt.**

**Soll für des Erdenlebens Riesensumme
nur schwarze Asche jäh das Fazit sein?
Für dieses Vöglein, das zutraulich schlummert,
und für die Blumen auch im Sternenschein?**

**Bin nicht mehr jung, ich wüßte zu erzählen,
wie hart das Leben ist – und lebenswert.
Mich quält nur eins, das will ich nicht verhehlen:
Wie bleiben unsre Kinder unversehrt?**



„Eines der wichtigsten Probleme in unserem Land ist die nationale Frage. Ich wünsche mir, daß die Schüler in allen Schulen unseres autonomen Gebiets die altaiische Literatur und Kunst gelehrt bekommen. Dann wird es auch gegenseitiges Verständnis und gegenseitige Achtung geben."

Tschot, Klasse 9b

das Pantokrin im Geweih unserer Marale und den vitaminreichen Sanddorn. Wir könnten auch ökologisch reine landwirtschaftliche Produkte liefern, denn bei uns ist der Boden noch nicht durch Düngung vergiftet. Aber welche Ideen man für die Erschließung unseres Gebiets auch immer hat, alles scheitert an der unzureichend vorhandenen Energie. Wärmekraftwerke, die von manchen vorgeschlagen werden, sind keine Alternative. Weil sie mit Kohle arbeiten, die auch noch von werweißwoher transportiert werden muß, ziehen sie die Umwelt viel mehr in Mitleidenschaft. Inzwischen sind für nahezu alle berechtigten Einwände gegenüber dem geplanten Wasserkraftwerk Lösungen gefunden worden. Um nur einige zu nennen: Wir werden keinen Wald überfluten und keine vollwertige landwirtschaftliche Nutzfläche, lediglich ein einziges Dorf wird überschwemmt werden mit etwa dreihundert Einwohnern. Es wurden Lösungen gefunden gegen die befürchtete Auswaschung von Quecksilber, gegen eine eventuelle Zerstörung des Ufers, gegen das Ansteigen des Grundwassers, gegen eventuelle Hochwasser, gegen eine eventuell höhere Luftfeuchtigkeit.

Wenn das Katuner Wasserkraftwerk so gebaut wird, wie es nun projektiert ist, wird es nach jetzigem Ermessen ein Musterkraftwerk sein."

Inzwischen berichtete die „Literaturnaja Rossija" vom 22. 9. 1989, daß auch dieses zweite Projekt (ein Musterprojekt?) nicht gebilligt worden ist. Bis März 1990 müssen noch einmal alle Einwände überprüft werden. Als Hauptproblem wird von den meisten Experten immer und immer wieder das Quecksilbervorkommen genannt, für dessen eventuelle Auswaschung noch keine befriedigende Lösung gefunden sei. Es ist von einer direkten gesundheitlichen Bedrohung der Bevölkerung die Rede – mit größeren Auswirkungen, als sie die Katastrophe von Tschernobyl hervorrief. „Eine Tonne freigesetztes Quecksilber", so schreibt zum Beispiel der Kandidat der technischen Wissenschaften der Bijsker Filiale des Altaier Polytechnischen Instituts, Stepanow, „ist in ihrer Toxizität mit hundert Tonnen Uran gleichzusetzen." Eine unabhängige – überregionale – Kommission hat inzwischen den Durchschnittsgehalt an Quecksilber mit 0,2 Gramm pro Tonne Erdreich angegeben, obwohl vorher die Rede von 5 Gramm Quecksilber pro Tonne war. Hunderte Fachleute haben den neugenannten Wert inzwischen angezweifelt und sprachen von einer bewußten Unterbewertung der realen Vorkommen von Quecksilber." – W. Pessozki, der stellvertretende Vorsitzende des Altaier Exekutivkomitees, ebenfalls der Meinung „ohne Energie läuft hier nichts", sagt: „Meine Meinung ist, daß das Wasserkraftwerk gebaut werden muß. Jedoch soll es das erste energetische Objekt im ganzen Sowjetland sein, das die ökologischen Ansprüche maximal berücksichtigt."

Mir wollen die eindringlichen Worte Michail Fujalows, des Oberhirten von Balyktschka, nicht aus dem Kopf: „In alten Zeiten", hatte er gesagt, „verlangten die Schamanen, wenn schwere Jahre angebrochen waren, die schönsten Töchter des Landes zum Opfer zu bringen. Wenn man den alten Legenden Glauben schenken will, ist der Fluß Katun die Lieblingstochter des greisen Altai. Zwar haben wir keine Schamanen mehr, und doch soll die schönste Tochter des Landes geopfert werden. So sehe ich das. Aber ich bin ja nur ein ganz einfacher Mensch."

Vom Randgebiet zur Kolonie?

Endlich findet sich im Kalender Dr. Wladimir Wassiljewitsch Gussews, des Ersten Sekretärs des Gorno-Altaier Gebietsparteikomitees, ein Termin für uns. Daß er tatsächlich keine Zeit hat, liegt vorrangig daran, daß er sich – seit einem Jahr im Amt – so oft wie nur möglich selbst auf den meist beschwerlichen Weg in die entlegensten Gegenden des Gebietes macht, „um nicht nur auf dem Papier zu lesen, was Sache ist". Er sei gerade in Kosch-Agatsch gewesen, fährt er fort. Mit bis zu zweitausend Metern über dem Meeresspiegel ist er einer der am höchsten gelegenen altaiischen Rayons.

Warum haben Sie sich gerade dorthin begeben?

Weil Kosch-Agatsch der rückständigste Rayon im Autonomen Gebiet Gorno-Altai ist. Natürlich war mir diese Tatsache bekannt, aber es ist doch ein Unterschied, wenn man mit eigenen Augen sieht, wie die Menschen dort leben. Die sechzehntausend Einwohner des Rayons „Auf Wiedersehen, Wald" sind etwa zu einem Drittel Altaier, zu einem Drittel Russen, zu einem Drittel Kasachen. Die Schulen sind aus den dreißiger Jahren, sie sind nicht zu beheizen, ohne Wasser. Für ein Krankenhausbett werden dort zweihundert Rubel investiert, das sind sechshundert weniger als in Gorno-Altaisk. Gut nur, daß bei den Gebirgsbewohnern die Widerstandsfähigkeit des Organismus so groß ist wie die Einsatzbereitschaft des medizinischen Personals. Übrigens, für ein Bett in einem mit moderner Technik eingerichteten Krankenhaus, beispielsweise in Moskau oder Leningrad, sind viertausend Rubel veranschlagt. Es hat mich tief erschüttert, wie primitiv die Menschen dort noch leben.

Sind nicht auch viele Probleme dem Erbe geschuldet, das 1917 zu übernehmen war?

Natürlich darf man die Geschichte nicht außer acht lassen. Ein entscheidender Meilenstein in der nachrevolutionären Geschichte war die Gründung eines autonomen altaiischen Territoriums, das altaiische Randgebiet hatte eine Staatlichkeit erhalten. Das war und ist bis heute ein ungeheurer Fortschritt für das altaiische Volk. Allerdings war die Selbständigkeit auch des altaiischen Gebiets zu sehr eingeschränkt. Leider haben wir das ganze Ausmaß der herangereiften Probleme nach dem April 1985 nicht sofort erkannt. Sie glauben nicht, wie schwer es jetzt ist, in der Periode der Umgestaltung, die Menschen zu neuem Denken zu bewegen, ihnen klarzumachen, nicht mehr auf Befehle zu warten, sondern Initiative zu entwickeln. Als eine große Errungenschaft sehe ich an, daß heute schon in kaum einer unserer Parteiversammlungen Beschlüssen hundertprozentig zugestimmt wird und sich die Partei selbst nicht mehr als unfehlbar ansieht. Im Gegenteil, wir reagieren auf Kritik, die endlich lautstark aus der Bevölkerung kommt, so empfindsam (nicht empfindlich) wie nur irgend möglich. Und es hat sich inzwischen auch bei uns in Gorno-Altai eine Offenheit eingestellt, wie sie noch vor Jahresfrist undenkbar gewesen wäre. Ich hoffe sehr, daß diese Offenheit auch in den Schüleraufsätzen, die für Sie geschrieben wurden, deutlich wird.

Die Partei sieht sich nicht mehr als unfehlbar an...

Im Unterschied zu unserer Reise 1986 ist uns aufgefallen, wie frei von der Leber weg inzwischen die meisten Menschen ihre Gedanken äußern. Aber behindert das zuweilen nicht auch Entscheidungen, wenn beispielsweise buchstäblich jeder glaubt, bei der Debatte um das Wasserkraftwerk am Katun mitreden zu können?

Unserer Meinung nach ist keiner inkompetent, wenn es um wie auch immer geartete Veränderungen in seinem unmittelbaren Heimatgebiet geht, schon gar nicht dann, wenn es ökologische Fragen betrifft. Und sollte jemand im Unrecht sein – wozu haben wir Spezialisten?

Mitte dieses Jahres fand der erste Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR statt. Eine Abgeordnete der Altairegion forderte die Regierung auf, die Dörfer Sibiriens nicht mehr als eine Art Kolonie zu behandeln. Trifft dieser Vorwurf auch auf Südsibirien, auf Gorno-Altai, zu?

Die Abgeordnete sprach davon, daß beispielsweise vom Osten des Landes mächtige Gasleitungen nach Westen verlegt werden, jedoch viele Dörfer und Siedlungen entlang dieser Pipelines ohne Gasversorgung sind. Ja, bei uns gibt es ähnliche Beispiele, nicht auf industriellem Sektor; denn unser Gebiet ist vor allem landwirtschaftlich er-

АЛТАЙДЫН ЧОЛМОНЫ

КПСС-тиҥ Горно-Алтайский обкомыныҥ па Горно-Алтайский автономный областтыҥ албаты-депутатгарыныҥ Соведиииҥ органы

№ 182 (13392) Пятницо, 19 сентябрь 1986

КЫШКА БЫЖУ БЕЛЕТЕНЕР

МӦРӦЙДИҤ ОЗОЧЫЛДАРЫНА ТЕҤДЕЖЕЛИ!

РСФСР-диҥ Верховный Соведиииҥ Президиумыныҥ

Altaiisches Schriftbild aus der Zeitung des Gorno-Altaier Gebietsparteikomitees

Goldtagebau, trächtig noch für ein halbes Jahrhundert

schlossen, vorrangig beschäftigen wir uns mit der Viehzucht. Da unsere Kühe ähnlich alpine Bedingungen haben wie die in der Schweiz, wird bei uns Schweizer Käse hergestellt. Doch es gibt ihn bei uns kaum zu kaufen, weil er vor allem nach Moskau, Leningrad und in die großen Städte des Fernen Ostens geliefert wird.

Man hat uns in der Käsefabrik gesagt, daß jährlich 460 Tonnen von dem wohlschmeckenden Löchrigen hergestellt werden. Warum verbleibt nur monatlich eine Tonne im Herstellungsgebiet?
Ja, das ist eben mit unserem Schweizer Käse noch so wie mit dem sibirischen Gas.

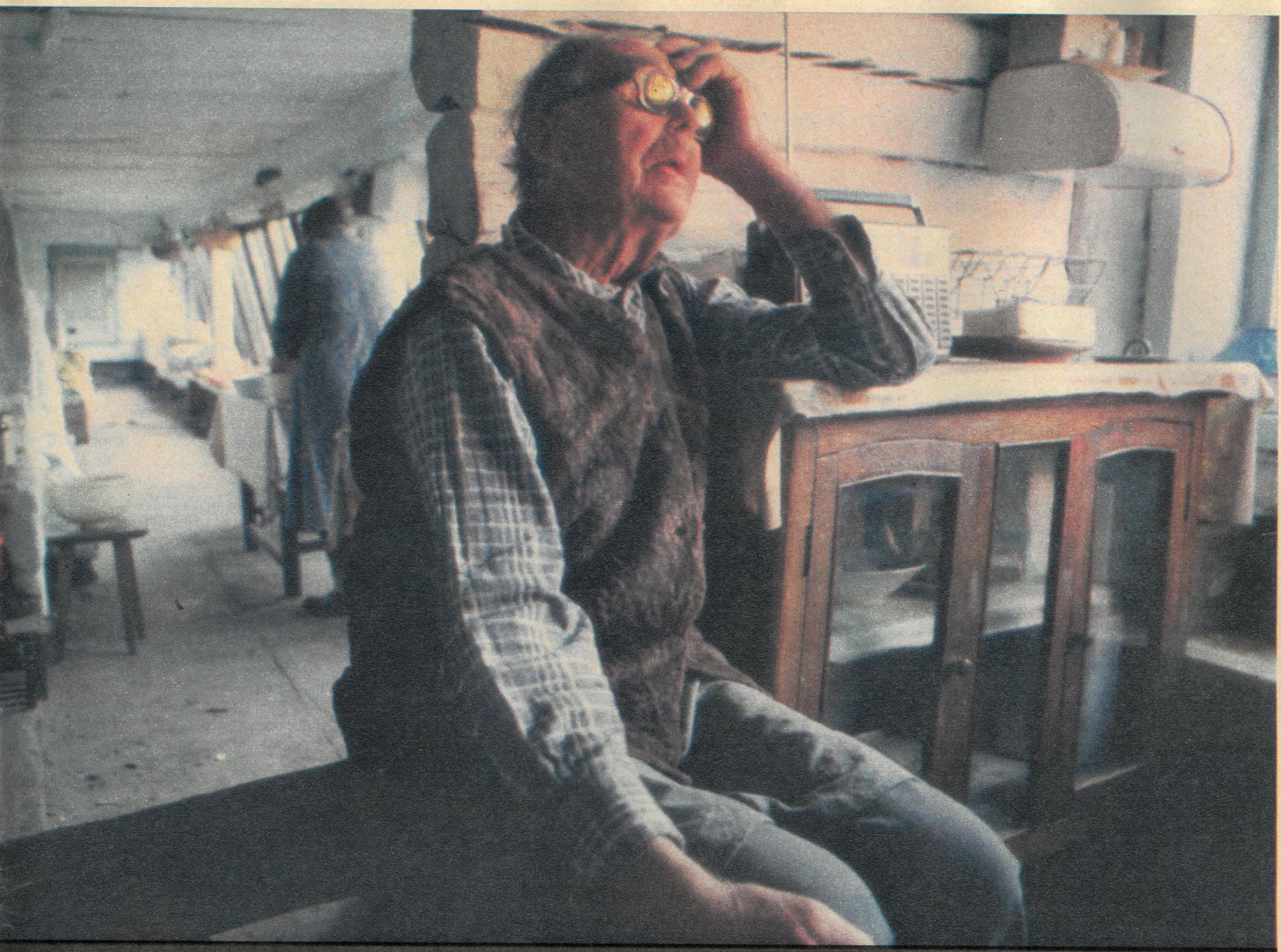
Im Maralzuchtsowchos in Schebalino zeigte man uns, wie aus den Maralbastgeweihen Medizin, das viele Krankheiten heilende Pantokrin, gewonnen wird. Die Züchter, stolz auf das lebenserhaltende Ergebnis ihrer Arbeit und auf „die schönsten Tiere der Welt", erzählten uns auch, daß diese Medizin, die nach Thailand, Nepal, Japan, Singapur, Neuseeland exportiert wird, Millionen Dollar einbringt. Allerdings, so meinten sie unzufrieden, würde das eingenommene Geld nicht dem Altai zugute kommen. Warum nicht?
Die Maralherde in Gorno-Altai zählt gegenwärtig etwa zwölftausend Köpfe. Das Geschäft mit dem Pantokrin bringt tatsächlich mehrere Millionen Dollar jährlich ein. Und es ist auch wahr, daß nur ein sehr geringer Prozentsatz dieser Summe in unser Gebiet fließt. Wo der größere Rest des Geldes bleibt? Wissen Sie, die RSFSR, zu der ja administrativ auch das Autonome Gebiet Gorno-Altai gehört, ist gegenüber den anderen vierzehn Unionsrepubliken sowohl hinsichtlich ihrer Position in der Union als auch in bezug auf ihre innere Struktur ein überaus kompliziertes national-politisches und kulturell-ethnisches Gebilde; zur RSFSR gehören von den zwanzig Autonomen Sozialistischen Sowjetrepubliken sechzehn, fünf der acht autonomen Gebiete und alle zehn autonomen Bezirke. In einem so überaus komplizierten Riesengebiet bleibt in allen möglichen Instanzen etwas „kleben", das meiste wohl beim Außenhandel. Aber da wird sich in naher Zukunft mit zunehmender Realisierung der Eigenfinanzierung und der wirtschaftlichen Rechnungsführung auch bei uns im Gebiet einiges ändern.

Der Rayon Kosch-Agatsch ist, wie Sie sagen, am rückständigsten. Was gedenkt man denn zu unternehmen, um dort etwas zu verändern?
Nun, zum Beispiel wollen wir jeweils mehrere kleine Dörfer zu einem neuen Zentrum zusammenschließen, das dann alle nötigen hygienischen und kulturellen Einrichtungen erhält. Einige der Dörfer liegen in Senken, in denen keine Feldwirtschaft möglich ist. Den Menschen dieser Orte werden wir vorschlagen, sich neue Standplätze selbst auszuwählen. Um Häuser zu bauen, werden wir an Ort und Stelle ein Ziegelwerk errichten, womit wir auch die dort vorhandenen überschüssigen Arbeitskräfte

Was ist das?

Altaiische Rätsel

Hat den Fuß auf der Erde, den Kopf im Himmel. (ein Berg)
Kannst ihn nicht fangen, kannst ihn nicht sehen, kannst ihn nicht treffen und – singt dir doch etwas vor. (der Wind)
Sieht aus wie ein Reitgurt, um den Berg geschnallt. (ein Regenbogen)
Schweigt, solang er fliegt, schweigt, solang er liegt, singt, wenn er stirbt. (der Schnee)
Baut schöne Brücken ohne Hände und ohne Beil. (der Frost)
Hat Flügel und kann nicht fliegen, hat keine Füße – doch ist nicht einzuholen. (der Fisch)
Vorn eine Gabel, hinten ein Besen; wenn Gäste kommen, mach ich sie satt. (eine Kuh)
Zweien fehlt, was Gott geschaffen. (bei Pferd und Maral fehlt die Gallenblase)
Verläßt nie das Haus und kann doch das Weltall umfassen. (das Gehirn)
Zwei zornige schwarze Böcke auf einem Felsen. (die Brauen)
Zwischen Wahrheit und Lüge sind nur vier Fingerbreit. (Auge und Ohr)
Geht mit mir, steht mit mir, läßt sich doch nicht fangen. (der Schatten)
Drei aus Stahl, die im Feuer nicht brennen; vier wie aus Stahl, die im Schnee nicht erfrieren. (ein Dreifuß und Pferdehufe)
Im Wasser geboren und hat doch Angst vor dem Wasser. (das Salz)
Hat nur drei Zähne, frißt aber viel. (eine Heugabel)
Ich fahre, fahre – und keine Spuren; ich schneide, schneide – und keine Späne. (Boot und Ruder)



Oben: Eine altaiische Familie hat durchschnittlich vier Kinder. – Das Folklore-Ensemble im Dorf Balytschka; bis heute besitzt ein jeder auf dem Dorfe die traditionelle Kopfbedeckung. – Der Russe Nikolai Smirnow kam 1926 hierher an den Telezkojesee, heiratete eine Altaierin und begründete allein eine große Apfelplantage.
Unten: Alt-Altaiischer Glaube: ein Flicken, an einen Baumast gebunden, sichert Glück auf dem Weg. – Eingang zum „Café Heine" bei einer Schafzüchter-Brigade. – Blick in einen Ail, die traditionelle Behausung der Altaier; Möbel waren vor der Revolution nicht gebräuchlich.

auffangen. Bis jetzt wird in Kosch-Agatsch jährlich etwa eine Million Kubikmeter Holz unbearbeitet verflößt. Wir werden dort eine Möbelindustrie ansässig machen, damit in Zukunft auch gewinnträchtigere Fertigprodukte erzeugt werden. Aber all das erfordert Energie. Unser ganzes Gebiet verfügt heute über zweihundertvierzig Millionen Kilowattstunden. Um alle unsere Pläne zu verwirklichen, ich habe Ihnen ja nur einige Beispiele genannt, benötigen wir aber viele Milliarden Kilowattstunden. So sind zum Beispiel auch von zweitausendfünfhundert Hirtenstützpunkten erst zweihundertneunzig elektrifiziert. – Am Rande vermerkt: Können Sie sich vorstellen, daß unsere Kinder im Altai bis jetzt kein Speiseeis kannten? Kürzlich haben wir endlich zwanzig Anlagen zum Herstellen von Softeis kaufen können. Vielleicht finden Sie das angesichts der vielen anderen Schmerzen, die unser Gebiet hat, nicht so wichtig, aber, glauben Sie mir, auch so etwas erhöht die Lebensfreude.

Die Wohnungsfrage — ein ganz und gar ungelöstes Problem.

Viele Regionen, Gebiete und autonome Gebilde in der UdSSR, so wird vom Zentralkomitee der KPdSU eingeschätzt, sind in ihrer Entwicklung deutlich zurückgeblieben. Zählen Sie das Autonome Gebiet Gorno-Altai dazu?

Ja, unbedingt, es ist um Jahrzehnte zurückgeblieben, seine Entwicklung völlig unausgewogen. Der Hauptgrund ist das Fehlen von Elektroenergie in unserem Gebiet. Die Energieausstattung in der Landwirtschaft ist um 1,9mal niedriger als in Westsibirien, die in der Industrie um 2,3mal geringer. Die Empörung unserer Bevölkerung gegenüber dem Wasserkraftwerksbau im Autonomen Gebiet Gorno-Altai resultiert auch aus der Tatsache, daß ein großer Teil der zu erzeugenden Elektroenergie gar nicht für unser Gebiet bestimmt ist, sondern für Nachbarrayons.

Neben all den sozialen Sorgen gibt es auch Probleme auf dem Feld der Nationalitätenpolitik. Nimmt man einem Menschen, so sagt Michail Gorbatschow, die Möglichkeit, in seiner Muttersprache zu sprechen und zu schreiben, nimmt man ihm die Möglichkeit, die Dichtung seines Volkes zu verstehen, so fühlt er sich… seiner Heimat, seiner geistigen Welt beraubt. Was ist geplant, um das Erlernen der altaiischen Muttersprache zu fördern?

Nun, über den geplanten Bau von fünfzehn nationalen altaiischen Schulen in unserem Gebiet sind Sie informiert. Übrigens gibt es bei uns auch achtzehn kasachische nationale Schulen. Das Fernsehen sendet zweimal in der Woche eine Stunde in altaiischer Sprache, ebenso der Rundfunk, auch eine Zeitung in altaiischer Sprache gibt es. Das ist – so müssen wir heute einschätzen – zu wenig. Wir planen, die Stundenzahl zu erhöhen, eine Kinderzeitschrift herauszugeben, die mit identischen Texten sowohl in altaiischer als auch in russischer Sprache erscheinen soll, ebenso einen Literaturalmanach. Für Funktionäre wurden schon Kurse in altaiischer Sprache eingerichtet, auch ich, immerhin zweiundfünfzig Jahre alt, schlage mich bereits mit den Vokabeln dieser komplizierten Turksprache herum.

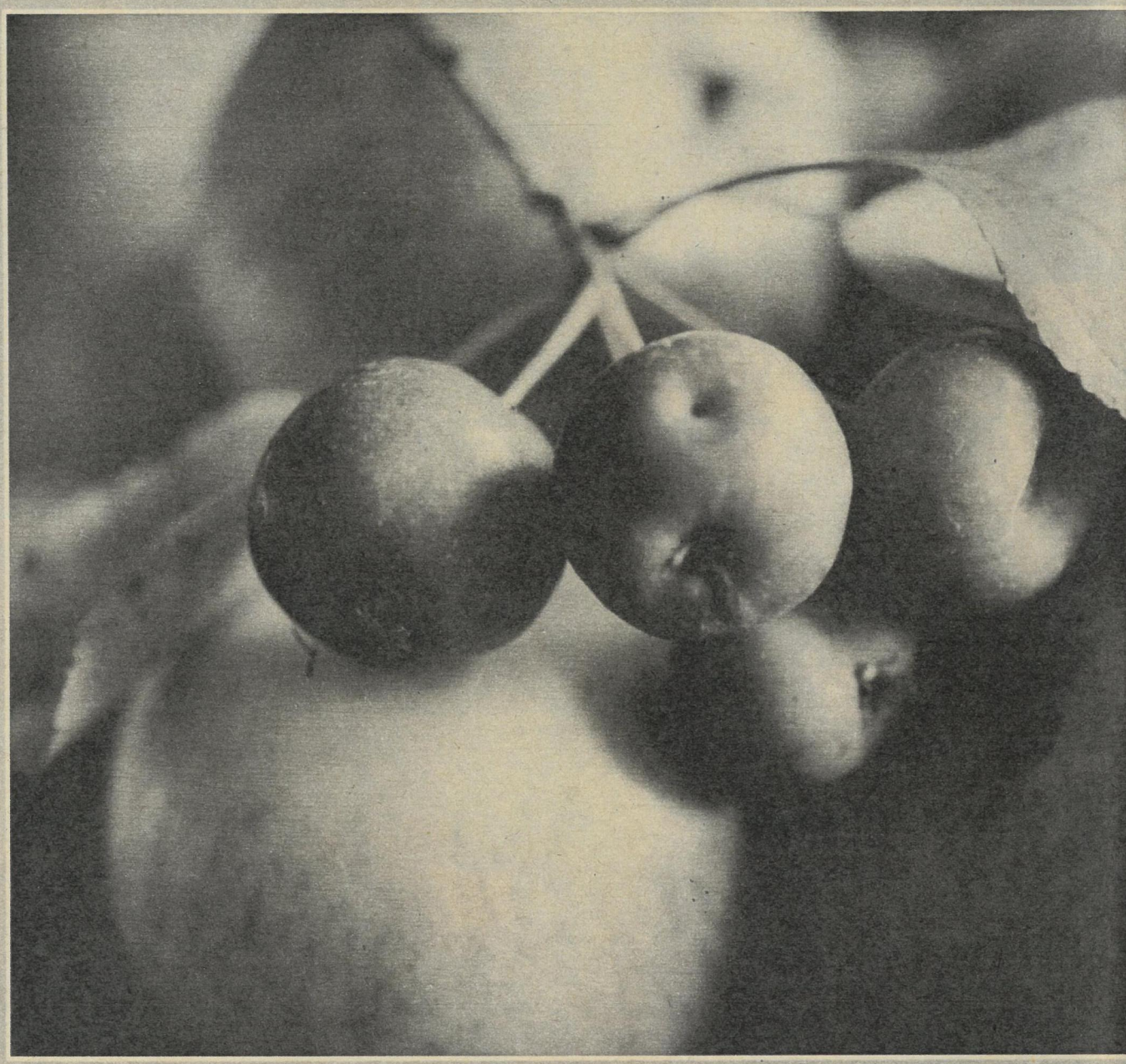
Wir waren zu Gast im altaiischen Schriftstellerverband, haben dort mit dem Vorsitzenden Brontoi Bedshurow gesprochen und mit dem weit über den Altai hinaus beliebten Lyriker Arshan Adarow. Beide Autoren beklagten die kleinen Auflagen, wenn ihre Bücher in altaiischer Sprache erscheinen, und sie kritisierten, daß ein Autonomes Gebiet bisher nicht das Recht hat, seine Dichter mit dem Titel „Volksdichter" auszuzeichnen. Wie ist Ihre Meinung dazu?

Um die Auflagen – und damit die Honorare – zu erhöhen, erscheinen bei uns die Lyrikbändchen meist zweisprachig: altaiisch und russisch. Aber die Misere ist natürlich, daß viele Altaier ihre Muttersprache nicht mehr beherrschen. Auch bei uns haben sich die Probleme bei der Entwicklung der Sprache und allem, was damit zusammenhängt – Bildung, Verlagstätigkeit, Möglichkeiten des Sprachgebrauchs in verschiedenen Bereichen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens – zugespitzt. Und was den Titel „Volksdichter" anbelangt, das ist ja eine bedeutende Auszeichnung, so haben bis jetzt nur die Unionsrepubliken das Recht der Verleihung. Da bleiben bei den vielen Völkern und ihren Dichtern, die angestammt auf dem Territorium der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik leben, Ungerechtigkeiten nicht aus. Im Rahmen der Umgestaltung der sowjetischen Föderation ist es nicht zuletzt auch deshalb von Bedeutung, der so-

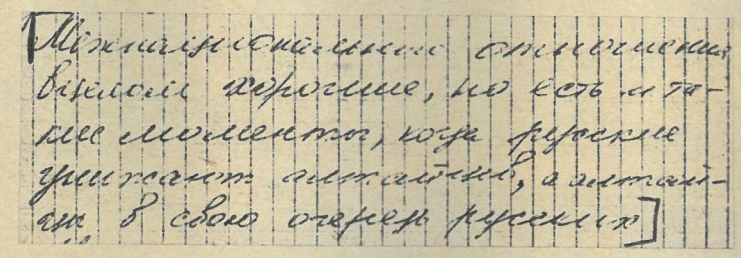
Brontoi Bedshurow

„Was sollen wir uns streiten?
Die Zeit stellt alles klar:
Was schäbig, stur und eitel –
und was erhaben war.
Sie legt einst alles offen:
Verdienste und Vergehn."

„Nur auf die Zeit zu hoffen,
ist das nicht zu bequem?"



Das altaiische Gartenbauinstitut, 1933 gegründet, züchtete aus winzigen sibirischen Äpfeln 27 großfrüchtige sibirienhart



„Bei uns in Gorno-Altai sind die Beziehungen zwischen den Nationalitäten im großen und ganzen gut. Aber es gibt auch Momente, da die Russen die Altaier erniedrigen und die Altaier ihrerseits die Russen. Ich habe viele Freunde anderer Nationalität, zum Beispiel: einen Russen, einen Deutschen, einen Aserbaidshaner."

Ajagos, Klasse 9a

wjetischen Autonomie einen neuen Status zu geben. Und eine Erweiterung der Rechte auch der Autonomen Gebiete in allen Sphären des staatlichen, wirtschaftlichen und auch kulturellen Aufbaus sowie die Festigung ihrer wirtschaftlichen Selbstständigkeit sind ja schon ganz konkret im Gespräch.

Welche Probleme gibt es im Autonomen Gebiet Gorno-Altai – wo vor allem Altaier, Russen und Kasachen zusammenleben – in den gegenseitigen Beziehungen?

Wir sind sehr froh, daß es bei uns kaum Probleme nationaler Art gibt. Ja, ich kann Ihnen versichern, daß die Bevölkerung Gorno-Altais nationalistische Bestrebungen, wie ich sie in den baltischen Republiken und in Transkaukasien sehe, negativ einschätzt. Allerdings gab es kürzlich in Gorno-Altaisk Schlägereien zwischen altaiischen und russischen Jugendlichen, weil angeblich Russen bevorzugt mit Wohnraum versorgt werden. Wir konnten öffentlich nachweisen, daß das nicht der Fall ist. Aber die Wohnungsfrage ist bei uns ein noch ganz und gar ungelöstes Problem. Und so hat dieses soziale Problem von allgemeinem Charakter einen nationalen Anstrich bekommen. Man suchte und fand angeblich Schuldige, in diesem Fall: die Russen.

Gibt es in Ihrem Gebiet Diskussionen darüber, welcher Sprache der Status einer gesamtstaatlichen Sprache zukommen sollte?

Bei uns ist der größte Teil der Bevölkerung vernünftig genug, der russischen Sprache diesen Status zuzuerkennen. Vorausgesetzt natürlich, wir lassen keine Vernachlässigung der Muttersprache der angestammten Bevölkerung mehr zu. Ich möchte sagen, daß wir an alle Probleme mit kühlem Kopf, nicht mit Emotionen und auch nicht schematisch herangehen sollten. Was für die Dagestaner im Gebirge des Kaukasus gut ist, muß nicht gut sein für die Altaier in den „goldenen Bergen". Es ist ein vielschichtiger Prozeß – die Wahrung der jeweiligen nationalen Würde, der jeweiligen Entwicklung der Sprache und Kultur, der Festigung der jeweiligen politischen Selbständigkeit, des jeweiligen wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts. Unumstößlich ist nur eins: Es gibt viel zu tun. – Kommen Sie wieder, um in einem Jahrzehnt zu sehen, was aus uns geworden ist. Kurzfristiger will ich nichts versprechen.

Apfelsorten.

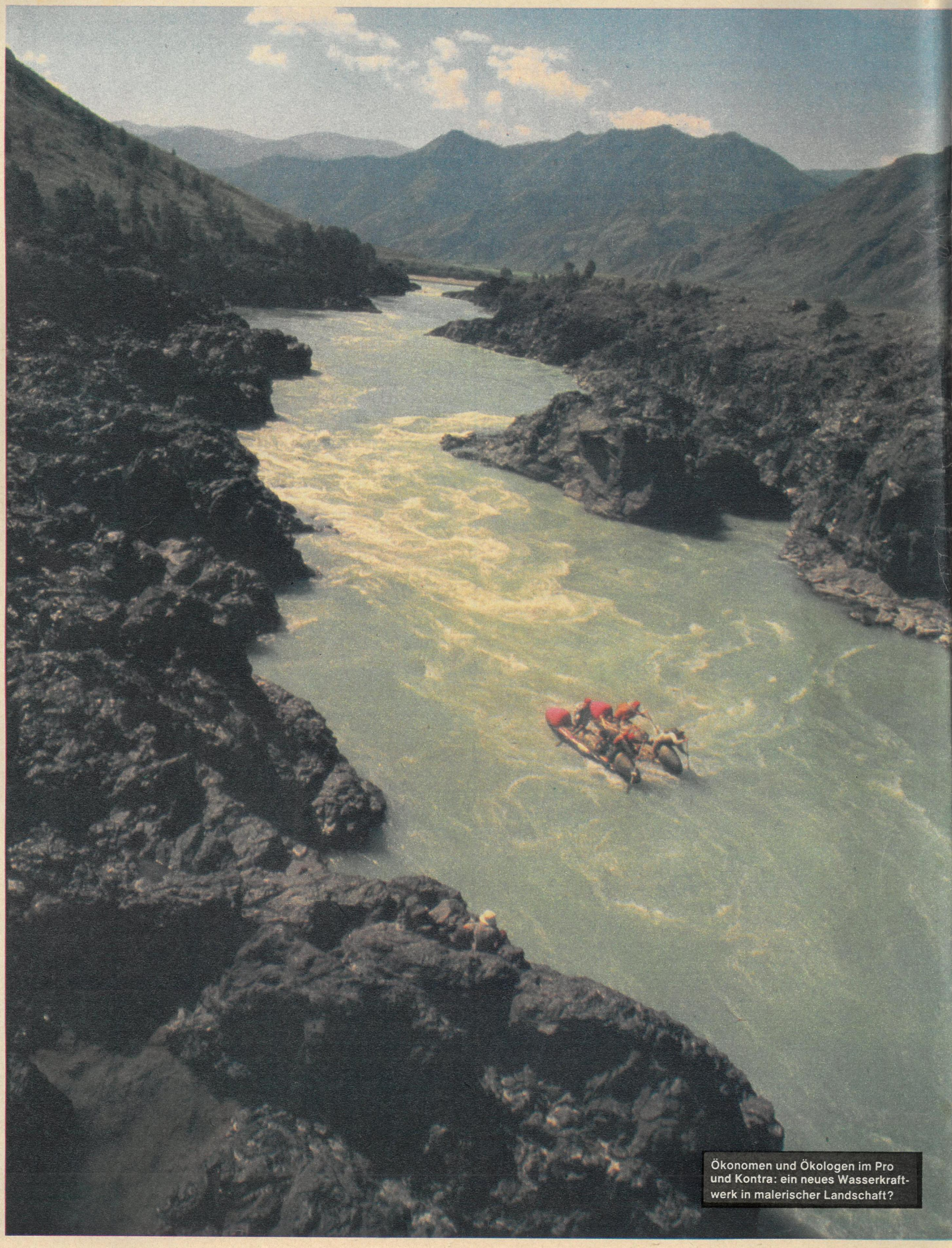
Träumen und – Tun

Wir begannen unseren Beitrag mit dem Abdruck eines vollständigen Schüleraufsatzes, mit dem Aufsatz von Nadja aus der 9 a. Wir möchten den Beitrag nun auch mit dem Abdruck eines voll-

Märchen

Boroldoi-Mergen und sein tapferer Sohn

In uralten Zeiten hauste an den blauen Hängen des Altai der Menschenfresser Almys. Er hatte einen langen, schwarzen Schnurrbart, seine Augen waren blutrot, seine Zähne lang und spitz, die Finger endeten in scharfen Krallen. Sein ganzer Körper war dicht behaart. Er überfiel die Jäger im Wald, die Frauen in den Dörfern, er schonte weder Greise noch kleine Kinder. Sie alle packte er und fraß sie auf. Und dabei war er so stark und so schlau, daß sich niemand ein Herz faßte, ihm zu Leibe zu rücken. Doch in einem Dorf lebte ein Jäger, der hieß Boroldoi-Mergen. Er war stärker, tapferer und klüger als die anderen. Eines Tages stieg Almys von seinen Bergen herab und kam in das Dorf, wo Boroldoi-Mergen wohnte. In Angst und Schrecken liefen die Menschen davon. Der Menschenfresser packte ein kleines Kind und ging ungehindert in seine Berge zurück. „Wem wird der Unhold das nächste Mal ein Kind rauben", klagten die Mütter. Da sprach Boroldoi-Mergen: „Es hilft nicht zu weinen und sich zu verstecken. Wir müssen den verfluchten Menschenfresser Almys töten." Aber wie? Es ging nicht an, Almys zum Kampf herauszufordern. Er würde das ganze Dorf töten. Lange grübelte Boroldoi-Mergen. Endlich hatte er sich etwas ausgedacht. Doch was, sagte er keinem. Den stärksten Bogen nahm er, den schärfsten Pfeil wählte er und sprach zu seinem Sohn: „Hast du Mut im Herzen?" – „Ja" – „Hast du Erbarmen im Herzen?" – „Ja." – „Dann komm mit. Der Weg ist weit, und die Aufgabe schwer. Willst du mich etwas fragen?" Der Sohn fragte nichts, er ging schweigend mit seinem Vater. Der Jäger und sein Sohn wanderten lange. Endlich erreichten sie einen schönen, freien Platz. Ein hoher Baumstumpf stand dort, daneben wuchsen Bäume und Sträucher. Hier machte Boroldoi-Mergen halt, zog sein Gewand aus und legte es dem Baumstumpf an. Dann fachte der Vater neben dem Baumstumpf ein Feuer an. Der Sohn sah zu, wieder stellte er keine Frage. Da sprach der Jäger zu seinem Sohn: „Setz dich hier ans Feuer. Was auch geschieht, lauf nicht weit weg." – „Ich laufe nicht davon", sagte ruhig der Sohn. – „Furchtbar wird es für dich sein, ganz furchtbar", warnte ihn der Vater. – „Ich bekomme keine Angst", beruhigte ihn der Sohn. – „Nun denn, setz dich hin und warte!" Der Junge setzte sich ans Feuer. Der Vater nahm Pfeil und Bogen und versteckte sich hinter den Büschen. So saßen sie, der Jäger in den Sträuchern, der Junge am Feuer. Plötzlich erhob sich Lärm und Getöse. Hinter den Bäumen kam Almys hervor, den schwarzen Bart über die Schulter geworfen, die Augen rot wie Blut, mit den langen, scharfen Zähnen knirschend. Als er den Jungen sah, brüllte er vor Freude. „Da will ich gerade ins Dorf gehen, um mir Fleisch zu holen", frohlockte er, „und da kommt das Fleisch von selber zu mir gelaufen." Sein Blick fiel auf den angekleideten Baumstumpf, den er für einen Jäger hielt. Er lachte schallend: „Na, Mensch, schau zu, wie ich deinen Sohn verschlinge, du wagst es ja doch nicht, ihn zu beschützen." Sprach's und lief zum Feuer. Mit einem Sprung war er bei dem Jungen, doch der versteckte sich hinter dem Baumstumpf, Almys jagte ihm nach. Der Junge lief um den Stumpf herum. Da zielte Boroldoi-Mergen, schoß, und sein scharfer Pfeil drang Almys mitten in die Brust. Der Menschenfresser heulte und brüllte. Boroldoi-Mergen schoß Pfeil um Pfeil ab. Vor Wut und Schmerz rasend, ging Almys auf den Baumstumpf im Jägergewand los und fing an, ihn zu zerreißen. Doch endlich stürzte er tot zu Boden. Boroldoi-Mergen fragte den Sohn nicht, ob es schlimm gewesen sei, sagte nur: „Komm!" Und sie wandten sich heimwärts zu ihrem Dorf. Als sie angekommen waren, sprach Boroldoi-Mergen zu den Dörflern: „Unsere Kinder werden wachsen und gedeihen. Die Mütter brauchen nicht mehr zu weinen. Es gibt keinen Almys mehr." – „Wer hat ihn getötet?", fragten da die Leute. „Wir", antwortete Boroldoi-Mergen. – „Wozu brauchtest du deinen kleinen Sohn?" fragten die Leute. – „Er war die Lockspeise für Almys", gestand Boroldoi-Mergen. – „Aber Almys hätte ihn doch fressen können", sagten die Leute. – „Ja", antwortete Boroldoi-Mergen. Mehr sagte er nicht. So wurden die Menschen aus dem Altai von ihrem fürchterlichen Feind erlöst, weil ein großer und ein kleiner Mensch Mut im Herzen hatten und – Erbarmen.



Ökonomen und Ökologen im Pro und Kontra: ein neues Wasserkraftwerk in malerischer Landschaft?

Nationaler Hader darf keine Früchte tragen.

Gold-Anlagenfahrer schorischer Nationalität

ständigen Aufsatzes beenden, mit dem von Aiana aus der 9 b.

Aiana habe ich persönlich kennengelernt, als sie mich fragte, ob sie den Aufsatz der besseren Leserlichkeit wegen in Druckbuchstaben schreiben solle. Aiana ist eine auffällige, kleinwüchsige Schönheit, schwarzhaarig, schwarzäugig. Sie schreibt:

„Ich verstehe die Gegenwart nicht und lebe nur mit der Zukunft. Und meine Zukunft sieht so aus: ein grünes Land, ein sauberer, klarer Himmel. Die Menschen akkurat, höflich. Keine Trinker, keine Raucher. In meinem Zukunftsland gibt es keine Waisenkinder, keine Süchtigen. Niemand beleidigt einen anderen, niemand will anderen Böses tun. Keine Diebe, keine Räuber, keine Totschläger. Die Kinder sind sauber, umsorgt, glücklich. Es gibt keine Kinderheime, keine Erziehungsheime. Die Mütter fürchten sich nicht davor, ins Altersheim zu kommen, fürchten sich nicht, ihren Kindern zur Last zu fallen. Die Menschen sind gerecht, gut und verständnisvoll. Die Männer überlassen nicht den Frauen die ganze Hausarbeit. Die Flüsse sind sauber und nicht durch Industrieabwässer verschmutzt, die Wälder werden nicht abgeholzt, das Land blüht, die Vögel singen. Die Krankenhäuser sind nicht überfüllt. Jeder, der in diesem Land lebt, spricht die altaiische und die russische Sprache. Die Menschen – ganz gleich welcher Nationalität – sind freundschaftlich verbunden, nicht egoistisch, sie sind nicht auf materielle Dinge aus, weil es alles gibt. Warme und saubere Regen, und die Kinder freuen sich an ihnen, und sie laufen über die Wiesen und das grüne Gras. Es gibt kein einziges Auto und keine Autobusse. Die Flüsse sind voll von Fischen, die Taiga voller Wild. Das Volk ist glücklich, es glaubt an seine Zukunft, an das Morgen.

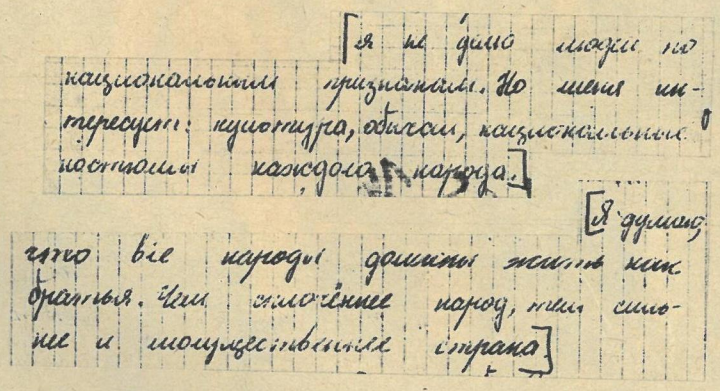
Ich glaube auch daran."

Nach einer halben freien Seite fügt Aiana an: „Wenn ich mit der Schule fertig bin, möchte ich Lehrerin für altaiische Sprache und Literatur werden. Ich will fleißig arbeiten, aber ich bin keine Kämpfernatur. Verzeihen Sie das Ihrer Aiana."

Verzeihen?

Aiana ist in ihrem Denken, Fühlen, Träumen aber wohl doch so etwas wie eine Ausnahme in den beiden Klassen. Die meisten anderen Schüler, und wenn sie noch so ungeduldig sind (Tschot schreibt: „Manche denken wohl, die ‚Cowboys aus dem Altai' sollen sehen, wo sie bleiben! Was brauchen die Autos – ich will, wenn ich erwachsen bin, aber nicht Jahr um Jahr auf so ein vierrädriges Ding warten müssen, ich will auch nicht ewig warten auf ein Telefon, auf eine Wohnung!") fügen doch an irgendeiner Stelle ihres Aufsatzes an, daß sie wissen, daß es nicht angeht, nur zu fordern, zu wünschen, zu träumen, sondern daß man auch tatkräftig an der Erfüllung von Vorstellungen mitwirken muß. So schreibt Kumjusch: „Mir ist es gelungen, ein guter Schüler zu sein, später werde ich mich bemühen, ein guter Facharbeiter zu werden – im Maschinenbau, den es bis jetzt bei uns noch nicht gibt." – Und Jura: „... da das alles nicht vom Himmel fällt, muß man dafür arbeiten." – Und Ajagos: „Mein zukünftiger Beruf ist Bauarbeiter, damit in meinem Dorf und in anderen Dörfern endlich moderne Schulen, Geschäfte, Sporthallen, Bibliotheken ... gebaut werden." – Und Tschetschek (er schreibt, daß er elf Geschwister hat.): „Die Stagnation ist zu Ende. Streiks bringen niemanden weiter. Wann klotzen endlich alle ran?"

„Die vom Oktober erkämpfte und im Vaterländischen Krieg geprüfte Völkerfreundschaft", sagte Michail Gorbatschow auf dem Nationalitätenplenum, „war für die sowjetischen Menschen der älteren Generation Herzenssache. Dies war eine der wichtigsten Garantien einer normalen Entwicklung der Beziehungen zwischen den Nationen im Lande. Jetzt treten neue Generationen ins Leben, deren Bewußtsein durch Entstellungen und Abweichungen von der Leninschen Nationalitätenpolitik negativ beeinflußt wurde. Man darf nicht zulassen, daß der in letzter Zeit in der Gesellschaft gesäte nationale Hader in Zukunft seine Früchte trägt und das Leben



„Ich teile die Menschen nicht nach nationalen Kennzeichen ein. Aber mich interessieren die Kultur, die Bräuche, die Nationaltrachten eines jeden Volkes. Ich denke, daß alle unsere Völker wie Brüder leben sollten. Je geschlossener das Volk, um so stärker und mächtiger das Land."

Olja, Klasse 9b

„Die Heimat-sprache und Kultur darf — um Tod und Leben — kein Volk vergessen.“

unserer Kinder und Enkelkinder aus der Bahn wirft.“

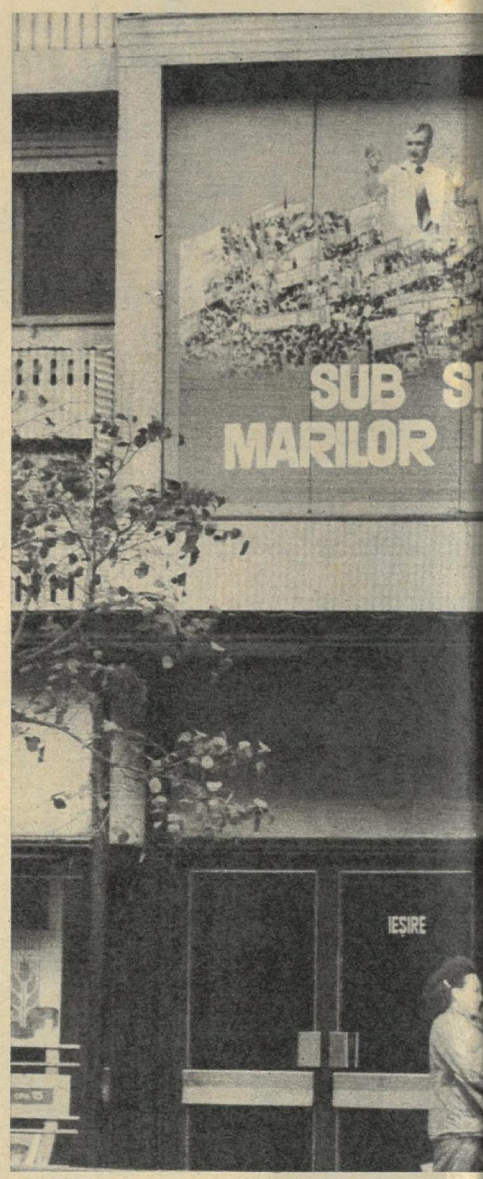
In allen Aufsätzen, ohne eine einzige Ausnahme, wird zum zweiten Thema von allen jungen Altaiern – von den von Gorbatschow genannten Kindern und Enkelkindern nämlich – ausdrücklich betont, daß man ohne Hader mit den anderen hier beheimateten Nationalitäten zusammenleben möchte. Einige Auszüge sind auf den Seiten dieses Beitrages mit Faksimiles abgedruckt.

Kommen wir noch einmal auf F. C. Weiskopfs Altai-Reportage mit der Frage zurück, wie lange sich das Autonome Gebiet Gorno-Altai noch im Rohbau befinden wird? Gegenwärtig steht die Ausarbeitung eines Dokuments vor dem Abschluß, in dem der gegenwärtige Stand der Entwicklung im Altai auf allen Gebieten schonungslos dargestellt wird. Diese Ausarbeitung wird Grundlage eines „Entwicklungsschemas der Produktivkräfte bis zum Jahr 2005“ sein. Es ist bis zum 1. Januar 1990 vorzulegen. Dr. Gussew, des Gebietsparteikomitees Erster Sekretär, hat uns in einem Jahrzehnt wieder zu sich eingeladen. Gut denn, im Jahre 2000 würden wir gern ein drittes Mal anreisen...

Nachdichtung der beiden Gedichte und der Rätsel: Johann Warkentin, Übersetzung der Sprichwörter: Gertraud Ettrich, Karte: Jochen Arfert, Rätsel: Manfred Thaler, Gestaltung: Horst Wustrau

Kugundai, „Hauptstadt“ des Kugundaier Kreises: 68 Prozent der Einwohner sind Altaier, 32 Prozent Angehörige weiterer Nationalitäten, vorrangig Russen und Kasachen.

Aufbruch in Bulgarien, Massenaktionen in der Tschechoslowakei, Parteitag in Rumänien. FREIE WELT-Reporter waren am Vorabend der Ereignisse an Ort und Stelle und suchten nach Zeitzeugen und -zeugnissen. Im Osten manch Neues ...



50 000 Bulgaren gingen am 18. November in Sofia für mehr Demokratie auf die Straße (links). ● Plakate und Losungen wie diese hier im Zentrum von Bukarest gehörten zur Parteitagsvorbereitung (rechts). ● Ungeduld schlägt um in Aktion – der Wenzelsplatz am 21. 11. (unten).

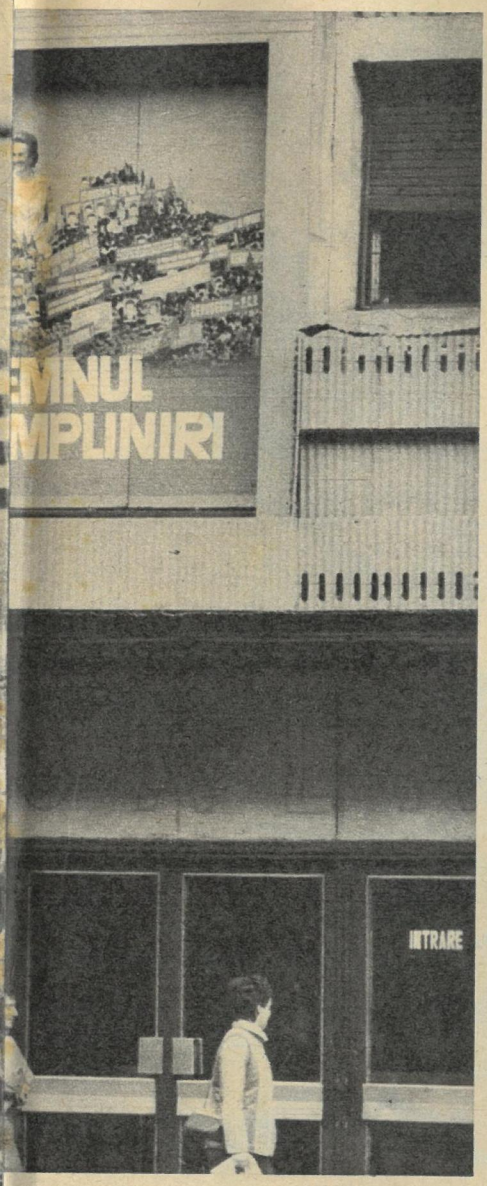
Untragbar

„Drei Millionen Dollar hat Shiwkows Sohn in Monte Carlo am Roulette-Tisch verspielt", erzählte uns ein Taxifahrer in Sofia. Ob Wahrheit oder Gerücht – solche und ähnliche Geschichten sprechen für die Stimmung vieler Bulgaren in diesen Tagen. Verbittert auch der Mann am Steuer des Lada, als er uns einen gängigen Witz erzählt: Dreifach habe Todor Shiwkow Anspruch darauf, ins Buch der Rekorde eingetragen zu werden. Erstens habe er mehr Bücher geschrieben als gelesen – womit auf den Umfang der Gesammelten Werke angespielt wird. Zweitens habe er das größte Touristikunternehmen auf die Beine gestellt: 50 000 bulgarische Türken in die Türkei und zurück. Und drittens habe er sein eigenes Denkmal überlebt. Schon vor einigen Jahren war nämlich das lebensgroße Standbild, das sein Geburtsort ihm gewidmet hatte, des Nachts entfernt worden.

Taxifahrer ist der Mann, den wir am Vorabend der Ablösung Todor Shiwkows kennenlernten, übrigens nur dreieinhalb Stunden pro Tag. Maschinenbau hat er studiert, und er arbeitet auch als Ingenieur in einer Sofioter Fabrik. Aber das Gehalt reicht schon lange nicht mehr, und so suchte er sich diesen Nebenberuf – obwohl er genau weiß, daß diese Mehrbelastung seiner Gesundheit nicht gut tut. Damit ist er bei weitem kein Einzelfall. 5000 private und genossenschaftliche Firmen sind inzwischen in Bulgarien registriert. Sie konzentrieren sich vor allem im Dienstleistungsbereich. Ihr volkswirtschaftlicher Effekt ist bis jetzt eher klein, das große Geld machen dort nur ganz wenige, für viele aber, die die vom Gesetz erlaubten dreieinhalb Stunden nach Feierabend arbeiten, bringen sie das dringend benötigte Zubrot. Und jene Bedürftigen sind nicht selten Ingenieure, Ärzte oder Lehrer.

Die vielen Taxis in Sofia – insgesamt 10 000 – haben also zwei Seiten. Der Reisende freut sich, wenn er schnell und bequem durch die Hauptstadt fahren kann. Probleme damit dürfte es allerdings gegeben haben, als sich Zehntausende am 18. November an der Alexander-Newski-Kathedrale zur Kundgebung versammelten. Bestimmt waren unter ihnen nicht wenige dieser Taxifahrer.

Andreas Böttcher



Unverständlich

Ein Plakat in einer von Bukarests Hauptstraßen – eines von vielen. Es ist Sonnabend, der 18. November. Übermorgen beginnt der Parteitag. Mein Fotoreporterkollege Volker und ich drehen die Hälse nach oben. Wir kommen mit den Proportionen nicht zurecht: Die Menschenmenge, das Volk also, als Winzlinge. Und mit der Losung: Unter dem Zeichen der großen Errungenschaft.

Letzter Tag für uns in Rumäniens Hauptstadt. Stunden später sind wir bereits auf dem Flughafen Bucuresti-Otopeni. Wir werden zur Interflug-Maschine gerufen, machen uns auf den Weg. Abflug ist 16.10 Uhr, Ortszeit. Aus dem Empfangsgebäude kommt ein junger Mann. Feste, dicksohlige Knöchelstiefel, riesengroßer Rucksack. Flankiert wird er von zwei Grenzern, hinter ihm geht ein Mann in Zivil. Am Fuße der Gangway bleibt das Quartett stehen – direkt vor uns. Der junge Mann zeigt Papiere, gestikuliert, schüttelt ratlos den Kopf: „Aber ich habe doch ein gültiges Visum. Warum muß ich zurück?“ Kein Kommentar. Dann eine unmißverständliche Geste: Die Treppe hoch. Er huckt sie hinauf. Mit ebendieser Maschine war er gerade aus Berlin gekommen. Erneute Frage, diesmal an eine rumänische Mitarbeiterin des Flughafens. „Warum?“ „Bitte glauben Sie mir, es tut mir leid, aber ich kann es nicht ändern.“ Ihr Lächeln ist nicht professionell. Eher hilflos. „Ist es wegen dem Parteitag?“ Ich glaube, die Andeutung eines Nikkens gesehen zu haben. „Wo wollten Sie denn hin“, frage ich in dem allgemeinen Durcheinander. „Sie sehen aus wie ein Bergsteiger.“ Ich habe richtig getippt. Er wollte weiter nach Sibiu, wo ihn seine Freunde bereits erwarten. Sein rumänisches Mädchen auch. Den wohlgemeinten Rat der Stewardeß, von Berlin aus doch anzurufen, winkt er ab. „Die werden sich aber Sorgen machen, wo ich bleibe… Und dazu ist es noch mein Urlaub. Verstehen Sie?“

Ich kenne die Parteitagsdelegierten nicht, die während der folgenden Tage im Parkett sitzen. Sicher hätte es sie nicht gestört, wenn einige hundert Kilometer weiter ein junger Mann aus der DDR in den Bergen herumgekraxelt wäre. Als die Maschine abhebt und die Stadt unter mir in die Dämmerung wegtaucht, fällt mir wieder dieses Plakat mit den Winzlingen ein. Ich glaube nicht, daß es nur die schlechte handwerkliche Arbeit des Gestalters ausweist.

Ina Stritzke

Ungeduldig

Größte Mühe hatten wir in Bratislava, alle Fragen zur Entwicklung in der DDR zu beantworten – der Fülle der Probleme wegen und des rasanten Tempos, mit dem sich der Aufbruch bei uns anließ. Vieles versuchten wir dadurch verständlicher zu machen, daß wir es mit Strukturen in der ČSSR und deren Umgestaltungsprozessen verglichen: der Freizügigkeit der Medien, der Umstrukturierung des Partei- und Verwaltungsapparats, dem umfassenden Mitbestimmungsrecht der Arbeiter in den Betrieben, den Strukturveränderungen in der Wirtschaft…

Vergleiche hinken, meinten unsere Partner. So sei uns DDR-Journalisten weltoffenere Informationsvermittlung vielleicht wie der Vorhof zum Presseparadies erschienen. Nur – was nütze das progressive Pressegesetz von 1966, wenn es nur in Ansätzen wirksam wird und journalistische Initiative oft straflos ignoriert werden könne? Sicher habe man den Apparat umstrukturiert, doch was bringe eine neue Struktur, wenn sie – bis auf wenige Änderungen – von den gleichen Kadern beherrscht wird wie zuvor? Die Umgestaltungsprozesse in der Wirtschaft, die experimentell erprobt und ab 1. Januar 1990 landesweit obligatorisch sind, würden zwar mehr und mehr durch Gesetze gestützt, doch sei die Vielfalt der Vorgaben an der Basis nicht mehr überschaubar und der Effekt – ablesbar etwa im Marktangebot oder der Exportrentabilität – lasse bitter lange auf sich warten. Und es gibt Mängel in der Kaderpolitik, in der Rechtsstaatlichkeit, in der Arbeit des Jugendverbands… Ökonomische Reformen, darüber waren wir uns einig, dürfen von politischen nicht losgelöst werden, und Inkonsequenz führt zu Motivationsverlust und Unzufriedenheit.

Nur einer von vielen versuchte uns einzureden, daß das Heil der ČSSR bei der „Charta 77“ läge und einem Mann wie Masaryk oder Otto von Habsburg. Alle anderen anerkannten den tschechoslowakischen Weg zum Sozialismus, nur wollten sie ihn effektiver, demokratischer und spürbarer auch im täglichen Leben. Und dazu hatten sie Dutzende Fragen…

Günter Gensicke

Fotos: Volker Hohlfeld, ZB/ČTK, ZB/AP

Im nächsten Heft:

Im Wettlauf mit der Zeit

Wir nutzten die seltene Verschnaufpause zu einem Gespräch in Bildern mit Premier Hans Modrow.

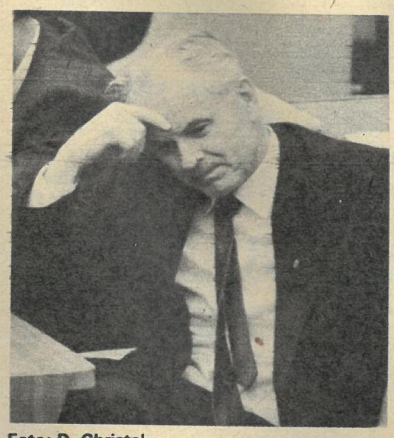


Foto: D. Christel

Agafja geht auf große Fahrt

und erwirbt das Abzeichen „Tourist der UdSSR“. Ein neuer Bericht aus dem eigenwilligen Leben der Einsiedlerin in der Taiga, das FREIE WELT seit Jahren verfolgt.

Stalin und der Stalinismus

Vorabdruck aus dem neuen Buch des sowjetischen Historikers D. A. Wolkogonow in einer mehrteiligen FREIE WELT-Serie.

Foto: Chaldej

Mini-Rekordausbeute

Nur eine Handvoll Leichtathletik-Weltrekordler in diesem Jahr, aber jeder einzelne hatte es in sich: Neue „Traumgrenzen“ in Sicht?

Eine gefiederte Kostbarkeit

Schneekraniche aus der jakutischen Tundra – Stolz der Vogelzüchter im Oka-Naturschutzgebiet.

Redaktionsschluß für dieses Heft: **27. Nov. 1989**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

AUTONOMES GEBIET
GORNO-ALTAI

FREIE Welt

RSFSR

Bija
Bijsk
Turotschak
Gorno-
Altaisk
Kebesen
Telezkoje-See
Ust-Sema
Tscheljusd
Tschemal
Schebalino
Balytschka
Marale
Ust-Kan
Tschuiski-
Trakt
Kartoffeln
Hafer
Ust-Ulagan
Tschibit
Aktasch
Ust-Koksa
Argut
Belucha 4506m
Kosch-Agatsch
Gerste
Taschanta
Yaks
Katun
Kasachische
S S R
Mongolische
V R
VR China
N

Eisen
Manganerz
Quecksilber
Marmor
Braunkohle
Holzind.
Stoff- u. Gardinenweberei
Lebensmittelind.
Museen
Hotel
Denkmal Gr. Vaterl. Krieg 41–44 Gefall.
Touristenbasen
Interessante Naturobjekte
Wichtige Straßen